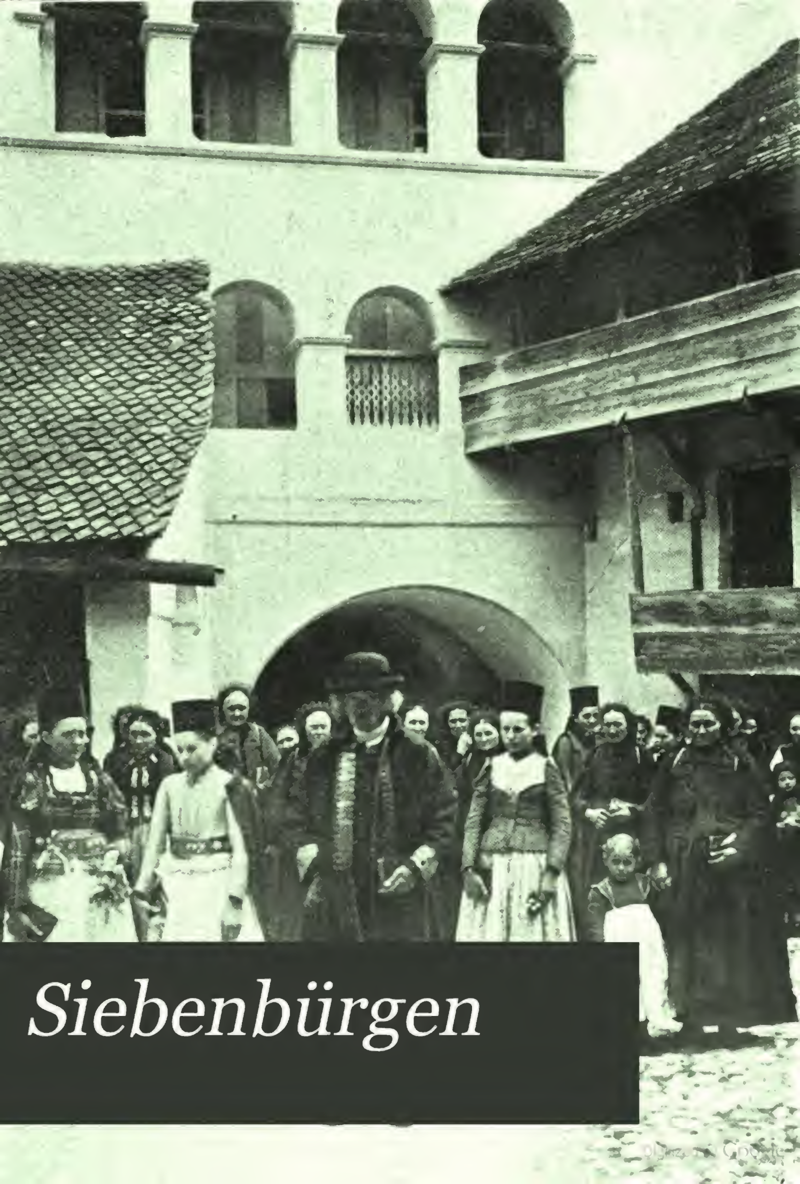


Siebenbürgen

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend

in Verbindung mit **Wilhelm Capelle**

herausgegeben von

Hans Vollmer

Band 20



Sonntagmorgen im Kirchenkastell.

Siebenbürgen

Land und Leute

Von

Lutz Korodi

Mit 14 Abbildungen
von Luise Geifrig-Korodi, E. Fischer, Josef Schuller und Sohn
und aus dem Siebenbürgischen Karpathenmuseum

Berlin
Verlag von Hermann Paetel
1906

Mitteilungen und Anfragen, soweit sie die Redaktion betreffen, sind zu richten an Gymnasialoberlehrer Lic. Hans Vollmer in Hamburg 37, Klosterallee 23. Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das Porto für evtl. Rücksendung beizufügen.

Inhalt

Seite

Vorwort.

Mächtige Erbschaften hat das sinkende neunzehnte Jahrhundert dem deutschen Volk für die Gegenwart und für ferne künftige Zeit hinterlassen; nicht ein Erbe, dessen Genuß der Beschenkte sich sorgenlos hingeben kann, nein, immer aufs neue muß er's „erwerben, um es zu besitzen", nur dann wird er seines Besitzes auch froh werden. Und so können wir sagen: diese Erbschaften sind ebensoviele Aufgaben, die den Lebensinhalt dieses Volkes ausmachen. Das Deutsche Reich, — ein Gegenstand der Freude für seine Bewohner und Freunde, des Neides und Hasses für schelsüchtige Nachbarn, — wohl steht es gezimmert und fest gefügt da, aber noch fehlt wohl gar manches an der inneren Einrichtung, damit sich die Hausgenossen auch alle darinnen behaglich fühlen und den Wert des schützenden Daches erkennen; wie könnte es sonst sein, daß noch eine ganze Menge der Bewohner dies Haus am liebsten niederreißen möchte, weil es nicht just nach ihrem Geschmacke gebaut ward? Bei vielen Tausenden fehlt's aber vor allem am rechten Gefühl der inneren Zu-

sammengehörigkeit, das alle Glieder einer Familie beseelen muß, wenn sie ein starkes Ganzes sein soll, am Sinn für eine schöne Häuslichkeit, wie sie 1870/71 im neuen Reiche nach hartem Ringen endlich geschaffen ward. Wenn nur alle Deutschen „im Reiche“ wüßten, wie sehr Millionen von Volksgenossen, denen solches Glück nicht beschert ist, sich nach ähnlicher Häuslichkeit sehnen, sie würden alle ihren Reichtum dankbarern Herzens genießen.

Der Plan auch zu einem größeren Deutschen Reich ward bald entworfen, nachdem das kleinere, das europäische, der Traum von Jahrhunderten, zur Wahrheit geworden: wieder erwuchsen dem deutschen Volke, soweit es politisch zu einem Verbande sich zusammengeschlossen hatte, neue große Aufgaben, als es seine Kolonien in fremden Erdteilen gründete. Auch hier ist Arbeit für Jahrhunderte — eine Erbschaft von Jahrhunderten! Wie die Hansastädte ihre Macht nach dem Meer hin erweiterten, so strebt das Reich, im Norden vom Meere begrenzt, nun als Ganzes hinaus in ungemessene Fernen, dem deutschen Wandertrieb Ziele weisend. Vor meinem Fenster rauscht die Ostsee in ewiger Bewegung, ein Bild der Unendlichkeit, der Unerschöpflichkeit in der Kraft der Natur; da weht uns Leben und immer neues Leben in verschwenderischer Fülle entgegen. Das Meer lehrt uns tief atmen. Hier verstehen wir, warum dem Gräkoitaliker ἄνεμος = animus, Windhauch, zur Bedeutung Seele sich wandelt; das Meer weckte auch in ihm stärker pulsierendes

Leben, das Meer machte ihn und den Phönizier zum Kolonisten dreier Weltteile, und der Deutsche mit der tiefeingewurzelten Sehnsucht in die Ferne und mit der zäheren Kraft sollte es nicht werden? Die eigentümliche Mischung in seiner Gemütsanlage, die ihn zum traumverlorenen Schwärmer und zum Manne des nüchternen Denkens und Handelns sich ausleben ließ, sie eröffnet ihm wie keinem zweiten die Welt.

Innerer Ausbau des Reiches, Sicherstellung, Nutzbarmachung und Erweiterung der Kolonien — ist damit die Mission des deutschen Volkes nicht erfüllt? Sie wäre erfüllt, wenn es nicht ein noch größeres Deutschland gäbe; das Deutschland, das keine politischen Grenzen kennt, das intensiv, wenn auch in verschiedenen Formen, als geistige Macht in Weimar so stark ist, wie in Hermannstadt oder Riga, in Wien und Berlin wie in den deutschen Siedelungen Südamerikas oder am Bosporus. Zu derselben Zeit, da in Afrika die ersten schüchternen Versuche gemacht wurden, die Teilung der Erde, wie sie bis dahin sich vollzogen hatte, zugunsten der Deutschen zu korrigieren, da haben Männer unseres Blutes auch in Europa ein Neuland wiederentdeckt, wo deutsche Arbeit schon seit vielen Jahrhunderten wirkte im Dienste unseres Volkstums und europäischer Gesittung. Der Allgemeine deutsche Schulverein, der heute auf die Erhaltung des Deutschtums im Ausland überall bedacht ist, verdankt seine Entstehung der Sorge um die Siebenbürger Sachsen, denen das Magyarentum in nationaler Ver-

blendung und in maßloser Überschätzung der eigenen nationalen Gestaltungskraft die Grundlagen ihres deutschen kulturellen Bestandes zu unterwühlen sich anschickte. Da wurde es dem deutschen Volk in weiteren Kreisen klar, daß auch in nächster Nähe des neuen Reiches deutsche Aufgaben zu erfüllen sind, daß Hand in Hand mit dem Erobern auch das Erhalten gehen muß, wenn nicht am Rande des größeren, unpolitischen „Deutschlands“ in Europa ein Zersetzungsprozeß platzgreifen soll, der auch dem politisch organisierten Deutschland gefährlich werden könnte.

So hat die magyarische Unduldsamkeit der jetzt lebenden Generation des deutschen Volkes geholfen, Siebenbürgen nochmals zu „entdecken“. Es scheint aber, daß diese Entdeckung zu wenig bekannt sei, wie auch der Schulverein trotz der Ausdehnung seiner Tätigkeit auf ein ungeheuer großes Gebiet — er arbeitet überall auf der Erde, wo Deutsche sich als solche behaupten wollen — nur in einem ganz scharf abgegrenzten Teil national empfindender deutscher Männer und Frauen seine Helfer und Mitarbeiter besitzt. Siebenbürgen ist obendrein als solches politisch nicht mehr vorhanden, seit es mit Ungarn „uniert“ worden ist. Daher mag es auch kommen, daß der siebenbürgisch-sächsische Student, wenn er in Leipzig oder Jena die Hochschule bezieht und sich sein Zimmer mieten will, nach seiner Heimat befragt, von der „Kafferin“ mit so innigem Bedauern angesehen wird, denn sie versteht fast unfehlbar — „Sibirien“ (sprich: Siebirjen!) —

das ist ihr vertrauter; und wenn er in Bonn am Rhein sich in den Schutz der alma mater begibt, wird er, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, gar gern als engerer Landsmann begrüßt, als — „Siebengebirger“. Das läßt man sich noch eher gefallen, denn gar so weit von dort ist ja das Gelände nicht, woher die Urväter vor achthalb Jahrhunderten ins ferne Bärenland auswanderten. Hat sich nun der Student aus Kronstadt oder Schäßburg mit seinen Hausleuten über die geographische Lage seiner Heimat halbwegs verständigt, so fragt man ihn bald, wie die Leute dort miteinander sprechen. „Natürlich deutsch!“ „Ja, aber wenn sie so ganz unter sich sind?“ „Auch deutsch,“ antwortet der gekränkte Studiosus. „Wir sind ja Deutsche, Siebenbürger Sachsen.“ „Ach ja aus Sachsen, das liebe Sachsen!“ Nun muß auch diese Illusion zerstört werden; bald versteht man sich besser. „Da haben Sie ja so viel von den Tschechen zu leiden!“ Antwort: „Tschechen kommen uns kaum zu Gesicht. Solche trifft man unter den Münchener Arbeitern mehr an, als in ganz Siebenbürgen.“ Neues Kopfschütteln. Nun gibt die beflissene Kafferin ihren Bedenken über die Sicherheitsverhältnisse im „Bärenland“ besorgten Ausdruck; sie hat im Zoologischen Garten zu Berlin oder Frankfurt siebenbürgische Büffel gesehen. „Die melken wir harmlos und trinken die Milch.“ Und die Bären und Wölfe? Sie sind im Lande zu finden, aber auch von ihnen wird man auf der Eisenbahnfahrt nicht behelligt, auch nicht der einsame Wanderer auf der Landstraße. Sonderbar,

höchst sonderbar! Und über ein kleines merkt man, daß der siebenbürgische Student auch Seife und Taschentücher benützt, sich auf den Gebrauch von Gabel und Messer versteht, mit einem Wort, daß auch dort „unten" noch — Europa ist.

So weltenfern dünkt natürlich nicht jedem Deutschen, auch nicht jeder Inhaberin einer deutschen Studentenherberge mein liebes Karpathenland. Aber näher möcht' ich's doch allen bringen, um unsert- und ihretwillen. Beide sollen wir uns so ein neues Stück Heimat erobern; vor allem in den Herzen der Volksgenossen. Das Ziel ist erkannt, die Entdeckungsfahrt kann beginnen.

Berg-Dievenow, 6. August 1906.

Lutz Korodi.

Die alte Heimat.

Bevor wir uns nach Siebenbürgen selbst aufmachen, wollen wir das Land suchen, woher die Altvorderen der Siebenbürger Sachsen „nach Ostland ritten“.

Naer Oostland willen wy rejden,
Naer Oostland willen wy mêe,
Al over die groene heiden,
Frisch over die heiden!
Daer ist een betere Stêe.

„Da ist ein besserer Stand . . .“ Wenn wir das alte Auswandererlied aus dem zwölften Jahrhundert, wie es noch in den flämischen Bauernschaften Brabants widerklingt,*) auf die Siebenbürger deutschen Kolonisten anwenden, so klingt es uns fast wie Hohn: da,

*) G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenb. Sachsen, I. Band S. 15, (Hermannstadt 1899). Der im Jahre 1893 verstorbene Bischof der ev. Landeskirche in Siebenbürgen, D. G. D. Teutsch, ist der Geschichtsschreiber des sächsischen Volkes gewesen. Die dritte Auflage der Sachsengeschichte hat sein Sohn, Superintendentialvikar D. Friedrich Teutsch, besorgt.

in diesem „besseren Stand", will man ihnen die deutsche Bildung rauben, auch noch die Städte, die sie selbst gegründet, müssen heute ihre Lehrer den deutschen Kindern in deutschen Schulen, die sie aus eignen Mitteln erhalten, auf magyarischen Landkarten in magyarischer Namensform zeigen, überall sucht man ihnen das Leben sauer zu machen zum Danke dafür, daß sie das Land in blutigen Kämpfen gegen asiatische Barbarei schützten und europäische Kultur hier einbürgerten, — und doch, ihr „Ostland" lassen sie nicht; auch hier ist der deutsche Bürger und Bauer so fest verwachsen mit seinem Grund und Boden, daß eine Verpflanzung des Volkes in andre Gegenden ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Germanische Wanderlust hat sie in die Wildnis getrieben, aber nun wurzeln die Nachfahren fest in der neuen Heimat. Wohl mag einzelne ein widriges Geschick aus dem Lande treiben, aber die Gesamtheit hat sich ihr Bürgerrecht zu teuer erkauft, als daß sie von hier sich wegdrängeln oder -locken ließe. Stolzer kann kein Ritter auf die glänzendste Ahnengalerie blicken, als der Sachse in Siebenbürgen auf die Zeugen vielhundertjähriger Arbeit inmitten des einstigen „desertum", des damals gottverlassenen Landes, wohin ungarische Könige einst die Väter gerufen „zum Schutze der Krone". Was sie hier schufen, erschien so seltsam, daß bald auch die Sage ihr Erscheinen in dieser wildfremden Welt als Wunder darstellte: der Rattenfänger von Hameln führt die Kinder in den Poppenberg, und in Siebenbürgen spinnt sich die Sage fort; sie weiß

genau Bescheid über die Höhle, wo die Kinder aus Hameln ins Land gekommen sind.

Früh muß in den Nachkommen der Einwanderer die Erinnerung an die alte Heimat geschwunden sein. Ein Mann, dessen Leben von Stürmen bewegt ist, hat nicht viel Zeit, Tagebuch zu führen; der Kampf gegen wildes Getier und gegen nicht minder wilde Menschheit, die Rodung des Urwalds und die Schaffung wohnlicher Heimstätten ließ den Ansiedlern keine Muße, Chroniken anzulegen, und wenn vielleicht über Herkunft und Reise ins „Waldland" — Transsilvania — etwas niedergeschrieben ward, so ist es in den furchtbaren Tagen der Heimsuchung, wo Mongolen- und Türkenkrieg, Hungersnot und Pestilenz ganze Geschlechter hinwegmähten, spurlos verschwunden. Die Wissenschaft suchte die alte Heimat erst am Rhein, und heute verfolgt sie mit ernstem Bemühen ihre Spuren die Mosel entlang im südwestlichen Rheinland, in der Eifel das Kylltal hinauf, in Luxemburg. Unter den Jüngeren hat Professor Kisch aus Bistritz zuerst genauer und bestimmter, als es früher geschah, diesen Weg gewiesen, und im vorigen Jahre ist eine ganze Expedition dahin gewandert und hat gar schöne Entdeckungen gemacht.*) Die schönste war die,

*) Adolf Schullerus berichtet darüber ausführlich und mit großer Sachkenntnis („Zur Heimat der Väter", Hermannstadt, J. Drotleff, 1905). In Romanform hat Fr. W. Seraphin den Stoff der Einwanderung behandelt. („Die Einwanderer", Hermannstadt, Seraphin, 1905.) Unter den historischen

daß der Siebenbürger Sachse und der Luxemburger sich ganz gut verständigen konnten, wenn sie beide in ihrer Mundart sprachen. Jeder sächsische Bauer in Siebenbürgen versteht es, wenn man in Luxemburg sagt: „En heert t Grâs muessen (wachsen) an d Fle hoschten", oder „Heckt schengt d Sunn net" (Heut scheint die Sonne nicht), denn er spricht die Worte gerade dort, wo sie vom Hochdeutschen am stärksten abweichen, ebenso aus; nicht in allen sächsischen Gauen gleich, aber überall finden sich die mannigfachsten Berührungspunkte. „E klintsich Kant" (ein kleines Kind), „Ech schraiwen em en Breif" (Ich schreibe ihm einen Brief) ist ebensogut sächsisch, wie luxemburgisch, und wenn der letzeburgische Schaffner die siebenbürgischen Entdeckungsreisenden fragt: „Fuert er uch mat?" (Fahrt Ihr auch mit?) so meint man, einen sächsischen Bauern zu hören. Und die Familiennamen Spartz (Schwarz), Trausch, Theiß, Kotz, Kisch, Fritsch, Heimesch (der Bürgermeister von Kronstadt heißt Hiemesch), Capesius, Bartmes, Baltes, Teckes sind in der Eifel und südwestlich davon gerade so zu Hause, wie bei Hermannstadt oder bei Schäßburg herum, im Kokeltal; vom Kockelsberg am linken Ufer der Mosel läßt sich Trier überblicken, und ihrer Mündung gegenüber liegt — die Klausenburg. Neuere magyarische Gelehrte der

Romanen, die siebenbürgisch-sächsische Geschichte überhaupt behandeln, kommen vor allem die Arbeiten **Traugott Teutschs** in Betracht (besonders dessen „Georg Hecht", Hermannstadt, W. Krafft, 1893).

Universität im siebenbürgischen Klausenburg (vergl. Clausen in Luxemburg) entdecken aber jetzt und verlangen von der deutschen Wissenschaft allen Ernstes die Anerkennung dieser originellen Entdeckung, daß Klausenburg (vorläufig bloß das siebenbürgische) von — Magyaren gegründet worden sei. Bald werden sie es auch von Stolzenburg, Nösen, Scheuren, Wallendorf behaupten; fehlt dann nur noch die Feststellung, daß diese genau in derselben Form in Siebenbürgen heimischen Ortsnamen auch in Luxemburg und im angrenzenden preußischen Gebiet auf den magyarischen Raubzügen nach Deutschland während des neunten und zehnten Jahrhunderts eingebürgert worden seien. Nach dieser Richtung wird schon sehr nett vorgearbeitet, wenn z. B. aus „Nußbach" (bei Kronstadt) zuerst mit annähernd richtiger Übersetzung Mogyorós und dann mit einem Male Magyarós gemacht wird und aus Hangestein oder Angerstein (vulgär „hungriger Stein") — Ungerstein = Magyarkö. Durch solche Kunststücke, in denen sich nicht etwa bloß einige nationale Sportsleute üben, sondern auch die mit der „amtlichen Namengebung" betrauten ungarischen Minister, wird die Frage der deutschen Siedelungsgeschichte in Siebenbürgen ganz erheblich vereinfacht. . . .

Uns sind freilich die älteren Zeugnisse für den deutschen Ursprung unserer siebenbürgischen Siedelungen wertvoller. Und wir finden solche auch noch in der alten Heimat. So hatten einst in Echternach die Mönche auf das Jahr 1241 die Nachricht vom

schrecklichen Mongoleneinfall in Ungarn und Siebenbürgen verzeichnet, „und ein gelehrter Genosse hatte diese Nachricht für bedeutend genug gehalten, sie für künftigen Schulgebrauch in sein Handbuch der Weltgeschichte einzutragen. Und es ist beachtenswert, daß der Schulmann die lateinischen Namen der Städte, wie er sie in seiner schriftlichen Quelle vorfand, in der richtigen deutschen Form wiedergibt, und statt Villa Hermanni Hermannsdorf, statt Rosa Rosen, statt Alba Wizemburch schrieb. Woher wußte er die richtige deutsche Namensform, ja die mundartliche Aussprache? Wir hätten gerne," schreibt Schullerus a. a. O. S. 22, „wenigstens die Schriftzüge des teueren Mannes mit dankbarem Blick angesehen, aber der Sturm der französischen Revolution hat die alte berühmte Klosterbibliothek verstreut; die alte Chronik, in der diese Notiz eingetragen war, liegt jetzt in Paris, das ‚goldene Buch', die Chronik des Klosters, in Gotha."

So führt die alte Sprache auch in die alte Heimat. Im sächsischen Bauern ist das Bewußtsein noch lebendig, daß seine Mundart nichts „Überlebtes" ist. Sie wird auf dem Lande noch ausschließlich gesprochen — und die bäuerliche Bevölkerung bildet auch heute noch die Hauptmasse der Siebenbürger Sachsen, — die jüngere Tochter, das Hochdeutsch wird in der Schule mit Sorgfalt gepflegt und herrscht in den größeren Städten vor. Hätten die Sachsen ihren Dialekt vernachlässigt, so ließe sich auch der nationale Zusammenhang mit den fränkischen Vettern im Mosel- und Rheinland nicht so leicht nachweisen.

Und wie kommt es nur, daß nach diesem Zusammenhang gerade in der jüngsten Gegenwart so emsig gesucht wird? Der jetzige ungarische Kultusminister, Graf Apponyi, hat einmal (bei der Eröffnung einer Ausstellung in Werschetz, am 8. September 1902) den Banater Schwaben in Südungarn gesagt: „Sie gehören nicht zu dem westlichen deutschen Kulturvolk, das sich nicht um Sie kümmert." Nun, je mehr man sich in Ungarn bemüht, die geistigen Fäden, die das ungarische und siebenbürgische Deutschtum mit dem „westlichen deutschen Kulturvolk" verbinden, zu durchschneiden, desto sorgsamer wird von den „östlichen Deutschen" der Zusammenhang gepflegt werden. Und wenn selbst die Deutschen im Reiche wirklich das Wort des Grafen Apponyi wahr machen wollten (er glaubt es ja selber nicht!) und sich um die Ostdeutschen nicht kümmerten, so würden diese sich mit dem Goetheschen Wort trösten: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an!" Wir kennen übrigens kein „westliches deutsches Kulturvolk", wir kennen nur ein deutsches Volk, das lange vor der Gründung des Deutschen Reiches vorhanden war. Und wer wollte behaupten, daß alle 30 Millionen Deutschen, die nicht zum Reich gehören, durch dessen Gründung aus dem Verband des deutschen Volkes exkommuniziert worden seien? Zu solcher Selbstverstümmelung hatten die hochgesinnten Gründer des Reiches, Volk und Fürsten, weder ein Recht noch den Willen. „Deutschland über alles", dies größere geistige Deutschland ist keine Phrase und ist

nicht Gefühlsduselei; des Liedes lebendige Wahrheit fühlt der Reichsdeutsche, wenn er es unter Stammesgenossen im fernen Ungarland oder jenseits des Meeres singt, und der Sohn der Karpathen im Bayern- und Schwabenland wie an der Ostsee.

Transsilvania — Siebenbürgen.

Römische Spuren, denen wir im Moselland begegnen — ad Treveros, Trier, — sind auch im Lande „jenseits des Waldes", wenn auch in viel spärlicheren Resten, zu finden. Über die vorrömische Zeit „Transsilvaniens" erfahren wir wenig; das Wort „Karpathen" erhält noch die Erinnerung an die thrakischen Karpen, und von ihren Stammverwandten, den romanisierten Daken, die der Kaiser Trajan zu Beginn des zweiten christlichen Jahrhunderts überwand, leiten die Rumänen gern ihren Ursprung her, die etwa 54 v. H. der Bevölkerung im heutigen Siebenbürgen ausmachen. „Nur die Trajanssäule in Rom, die höchste Vollendung der historischen Skulptur der Römer, hat uns die Darstellung der übermenschlichen Kämpfe Roms mit den Daken bewahrt, die Erstürmung steiler Felsenpässe, die Zertrümmerung mächtiger Wälle von Steinquadern, die Ersteigung hoher Mauern mit Leitern, Angriff und Abwehr der Daken mit Kriegsmaschinen, das Verlassen und Abbrennen der verlorenen Städte durch die Verteidiger, den mutigen Tod durch Gift, den zahlreiche

Häuptlinge der Flucht oder Gefangenschaft vorziehen, das Übersetzen des Altflusses mit Flößen und Booten und hundert andere lebensvolle Kriegsbilder." Aber „Roms Adler vermochten das Land doch nicht über anderthalb Jahrhunderte zu schützen; dann brachen die Wogen der Völkerwanderung herein und deckten das Land mit neuer Nacht der Barbarei, bis mit den ersten Magyaren, die am Szamosch und Mieresch in das Land hereindrangen, auch der deutsche Bergmann und Salzknappe und bald auch der Bauer und Kaufmann hereinzogen und es nach siebenhundertjährigem Schlafe für die Kultur aufs neue gewannen".*)

Zunächst war Siebenbürgen allerdings für Ungarn kein sicherer Besitz, auch nachdem sein erster König Wajk, nach der Taufe Stephan genannt (995—1038), zur Alleinherrschaft gelangt und sie gegen die übrigen magyarischen Stammeshäuptlinge mit Hilfe christlicher Einwanderer und besonders deutscher Ritter behauptet hatte.**) Aus den wilden Horden der Magyaren, die nach ihrem Einbruch in Europa (um 895) vor allem

*) „Bilder aus der vaterländischen Geschichte", hsg. von Dr. Friedrich Teutsch, Band I S. 8, 10. (Hermannstadt 1895). Vergl. auch die grundlegende Arbeit von C. Gooß „Die vorgeschichtliche Zeit Siebenbürgens" (Hermannstadt 1877), ferner: Dr. Bruno Rappaport „Die Einfälle der Goten in das römische Reich bis auf Constantin" (Leipzig 1899).

**) Der Führer der magyarischen und heidnischen Gegner Stephans, Koppány, wurde von Stephans Feldherrn, dem Deutschen Wenzelin von Wasserburg, im Zweikampf getötet, und damit war Stephans Sieg entschieden.

Deutschland wiederholt schwer heimsuchten, wurde nur sehr allmählich ein Volk, das sich an europäische Sitten gewöhnte. Hierzu waren ihnen am meisten behilflich die furchtbaren Niederlagen bei Riade und Augsburg (durch Heinrich I. und Otto den Großen, 933 und 955), die sie zur Ruhe zwangen. Schon Stephans Vater, Geisa, hatte Apostel der abendländischen Kirche, so den Mönch Wolfgang aus Einsiedeln und die Bischöfe Pilgrim von Passau und Adalbert von Prag, ins Land gerufen, um das Land christlich-europäischer Kultur zu gewinnen, aber in großem Stil setzte dies Werk erst Stephan fort. Er hob die Stammesverfassung auf und richtete Verwaltungsbezirke nach fränkischem Muster ein, an deren Spitze ein Burggraf (comes castrensis) stand.*) Das Christentum wurde hauptsächlich durch Deutsche eingebürgert, Deutsche wurden die Städteerbauer rings im Lande und die Bringer aller höheren Bildung. So wurde auch Siebenbürgen erst durch die Heranziehung deutscher Siedler vollständig dem Reiche gewonnen. Der König Geisa II. (1141—1161) ließ sie ins Land rufen und sicherte ihnen weitgehende Rechte zu: Freiheit des Eigentums, des Bodens und der Manneskraft, eigene Ordnung der inneren Verhältnisse, kirchliche Selbständigkeit, Leben nach deutschem Rechte, Gleichheit untereinander. Die Gegenleistungen bestanden im Schutz der Grenzen und in bestimmten Abgaben

*) Daher die Komitate, d. i. Grafschaften, wie die Verwaltungsbezirke in Ungarn und Siebenbürgen auch heute noch heißen.

an den König. Vor der deutschen Einwanderung war der Besitz Siebenbürgens nicht viel mehr als ein nomineller*); das ersehen wir z. B. daraus, daß die Propstei von Demesch aus ihren siebenbürgischen Besitzungen nichts weiter bezog als 20 Marderfelle, Salz, 100 Lederriemen, eine Bärenhaut und ein Auerochsenhorn; König Bela (1190) aber soll von den deutschen Ansiedlern in Siebenbürgen schon jährlich 15 000 Mark Silber erhalten haben.

Was die deutschen Ansiedler veranlaßte, dem Rufe der ungarischen Könige in die wenig verlockende transsilvanische „Öde" zu folgen, können wir nur vermuten. Die Versprechungen, die ihnen hier gemacht wurden, geben uns einen Fingerzeig. Bürgerliche Freiheit und Gleichheit untereinander wurde ihnen zugesagt, und das mochte ihnen unter der drückenden Herrschaft des Adels und der Kirchenfürsten in der alten Heimat gefehlt haben; diese Güter behaupteten sie auch unter den folgenden Herrschern immer mit der größten Zähigkeit. Und als ihre Rechte, nicht lange nach ihrer Einwanderung, von einzelnen Übermächtigen angetastet wurden, da erbaten sie vom König Andreas II. Bürgschaften dafür, weil sie sonst auch ihren Verpflichtungen dem Könige gegenüber nicht nachkommen könnten. Er gab ihnen (1224) die Bürgschaften in dem „Goldenen Freibrief", der uns in seinem ganzen Wortlaut erhalten ist. Er lautet also:

*) Manche Ortsnamen weisen auf eine früher hier vorübergehend ansässige slawische Bevölkerung zurück.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit und der unteilbaren Einheit. Andreas von Gottes Gnaden König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien, Rama, Servien, Galizien und Lodomerien für alle Zukunft. Sowie es der königlichen Hoheit zusteht, der übermütigen Trotz mit Gewalt zu unterdrücken, so ziemt es auch der königlichen Milde, der Demütigen Bedrückungen barmherzig zu erleichtern, der Getreuen Leistungen zu erwägen und jedem nach eigenem Verdienst der Vergeltung Lohn zuzumessen. Da nun unsere gesamten deutschen Ansiedler jenseits des Waldes her fußfällig und demütig klagend vor unserer Majestät erschienen sind und in ihrer Klage uns flehentlich vorgestellt haben, daß sie ihres Freitums, auf welches sie von dem frommen König Geisa, unserm Großvater, gerufen worden, gänzlich verlustig gingen, wenn nicht unsere königliche Majestät sich ihrer in gewohntem Pflichtgefühl annähme, weswegen sie aus übergroßer Armut der königlichen Hoheit keine Rechtsschuldigkeiten zu leisten vermocht; so wollen wir, die gerechten Klagen derselben in gewohntem Pflichtgefühl gütig anhörend, daß es zu der Jetztlebenden und Zukünftigen Kenntnis komme, daß wir unserer Vorfahren frommem Beispiel folgend, von väterlichem Mitleid im Innersten bewegt ihnen das frühere Freitum zurückgegeben haben, so jedoch, daß das gesamte Volk anfangend von Varos bis Boralt*) mit Inbegriff des Seklerlandstrichs im Gebiet

*) **Broos bis Draas.**

Sebus und des Gebietes Daraus Ein Volk sei und unter einem — obersten -- Richter stehe mit gänzlicher Aufhebung aller Gaue außer dem Hermannstädter. Wer aber immerhin Hermannstädter Graf sein mag, der soll es sich nicht herausnehmen, jemanden in den vorhergenannten Gauen zum Richter einzusetzen, außer er sei unter ihnen ansässig, und das Volk soll den dazu wählen, der der tüchtigste scheint. Auch soll sich niemand unterstehen, in dem Hermannstädter Gau zu des neuen Geldes Wechsel zu erscheinen; zum Nutzen unserer Kammer jedoch sollen sie 500 Mark Silber jährlich zu geben verpflichtet sein. Wir wollen, daß kein Großgutsbesitzer (kein Prädiale) oder ein anderer wer immer, der innerhalb ihrer Grenzen wohnt, sich von dieser Abgabe ausschließe, außer wer sich darüber eines besondern Freibriefs erfreut. Auch das bewilligen wir ihnen, daß sie das Geld, welches sie uns zu zahlen verpflichtet sind, nach keinem andern Gewicht zu erlegen gehalten sein sollen, als nach jener Silbermark, welche unser Vater Bela, frommen Gedächtnisses, für sie festgesetzt hat, nämlich vier und ein halbes Viertel Hermannstädter Gewichts in Kölner Pfennigen, damit keine Verschiedenheit zwischen ihnen stattfinde. Den Boten aber, welche des Königs Majestät zur Sammlung des genannten Geldes abgeordnet haben wird, sollen sie auf die einzelnen Tage, die sie daselbst weilen, drei Lote für ihre Ausgaben zu zahlen sich nicht weigern. Krieger aber sollen fünfhundert innerhalb des Reichs zum Dienst in des Königs Feldzug

von ihnen geschickt werden, außerhalb des Reichs hundert, wenn der König in eigner Person zu Felde zieht; wenn er aber außerhalb des Reichs einen Großen schickt, sei es zur Unterstützung seines Freundes, sei es in eigenen Angelegenheiten, sollen sie bloß fünfzig Krieger zu schicken gehalten und weder dem König über die genannte Zahl zu fordern erlaubt, noch sie zu schicken verpflichtet sein. Ihre Pfarrer aber sollen sie frei wählen, die Erwählten vorstellen, ihnen den Zehnten geben und in aller kirchlichen Gerichtsbarkeit nach alter Gewohnheit ihnen Rede stehen. Wir wollen auch und befehlen ernstlich, daß niemand ihr oberster Richter sei außer wir oder der Hermannstädter Graf, den wir ihnen an seinem Ort und zu seiner Zeit setzen werden. Vor was für einem Richter sie aber immerhin stehen mögen, so sollen diese nur nach dem Gewohnheitsrecht richten dürfen; auch soll sich niemand unterstehen, sie in unsere Gegenwart vorzuladen, außer wenn der Rechtsstreit vor ihrem Richter nicht geendet werden kann. Außer dem Obengenannten haben wir ihnen noch den Wald der Wlachen und Bissener*) mit den Gewässern zu gemeinschaftlichem Gebrauch mit den vorhergenannten Wlachen und Bissenern nämlich verliehen, damit sie, der obigen Freiheit sich erfreuend, niemandem hievon zu Dienstleistungen verpflichtet seien. Außerdem haben wir ihnen bewilligt, ein einziges Siegel zu führen, das bei uns und unsern

*) Petschenegen.

Großen unzweifelhaft erkannt werde. Wenn aber jemand einen derselben in einer Geldangelegenheit belangen wollte, so soll er vor dem Richter keine Zeugen gebrauchen können, außer solche, die innerhalb ihrer Grenzen leben, indem wir sie von jeder fremden Gerichtsbarkeit gänzlich befreien. Auch Kleinsalz nach alter Freiheit, um das Fest des hl. Georg acht Tage hindurch, um das Fest des hl. Königs Stephan acht Tage hindurch und um das Fest des hl. Martin ebenfalls acht Tage hindurch frei holen zu dürfen bewilligen wir allen. Dazu bewilligen wir ihnen außer dem Gesagten, daß kein Zöllner weder in der Hin- noch in der Rückfahrt sie zu belästigen sich unterfange. Die Waldung aber mit allem dahin Gehörigen und die Benützung der Gewässer mit ihren Beeten, was bloß von des Königs Schenkung abhängig ist, überlassen wir zu freiem Gebrauch allen sowohl Reichen als Armen. Auch wollen wir und befehlen kraft unserer k. Vollmacht, daß keiner von unsern Großen irgend ein Dorf oder ein Stück Landes (ein Prädium) von des Königs Majestät zu fordern wage; wenn es aber jemand fordert, so sollen sie nach der ihnen von uns erteilten Freiheit Widerspruch einlegen. Dazu beschließen wir für die genannten Getreuen, daß sie, wenn es sich träfe, daß wir behufs eines Feldzugs zu ihnen kämen, uns nur zu drei Bewirtungen verpflichtet sein sollen. Wenn aber der Woiwode im Dienst des Königs zu ihnen oder durch ihr Gebiet geschickt wird, sollen sie zwei Bewirtungen, die eine bei dem Eintritt, die andere bei dem Austritt zu leisten

sich nicht weigern. Auch fügen wir den obenerwähnten Freiheiten der Vorgenannten hinzu, daß ihre Kaufleute, wohin sie immer wollen, in unserm Reich frei und ohne Zölle reisen und zurückreisen und dieses ihr Recht in bezug auf die königlichen Gefälle immer wirksam ausüben mögen. Auch die Märkte unter ihnen befehlen wir ohne alle Zölle zu halten.

Damit aber alles dieses, was früher gesagt worden, fest und unwandelbar bleibe für die Zukunft, haben wir den gegenwärtigen Freibrief mit unsers doppelten Siegels Schutz bekräftigen lassen. Gegeben in dem Jahr von der Menschwerdung des Herrn 1224, unserer Regierung aber im 21. Jahr."

Dieser Freibrief ist wiederholt von Königen und Fürsten des Landes bestätigt worden, so von Karl Robert (1317), Ludwig I. (1366), Maria (1383), Sigmund (1387 und 1406), Matthias (1486), Wladislaus II. (1493), Ferdinand I. (1552), Stephan Báthory (1583), Gabriel Bethlen (1627). Sehr wesentlich ist in dem Freibrief die Bestimmung, daß die einzelnen Ansiedlergruppen als ein staatsbürgerliches Ganzes bezeichnet werden (unus sit populus); als Teile dieses Ganzen haben die Sachsen jahrhundertelang ausschließliches Bürgerrecht auf ihrem Boden*) genossen. Die Abgabe des „Hermannstädter Gaues", das heißt des ganzen Sachsenlandes, an den König war daher

*) Die Könige nennen ihn selbst oft „Sachsenboden". In der Zips (Oberungarn) verbot König Bela den „Sachsen" geradezu, Grund und Boden an andere zu verkaufen als an Deutsche.

„eine Reichssteuer freier Bürger und nicht Grundzins".*) Infolge der ihnen gewährleisteten Rechtsgleichheit waren sie ferner alle Freie, sie kannten unter sich keine Leibeigenschaft, keinen Adel. Ihr „Graf" (comes) war ihr oberster Richter und Heerführer; das Wort bezeichnet hier also nicht einen erblichen Titel, einen Standesunterschied im mittelalterlichen Sinn, sondern eine obrigkeitliche Würde. Ihr „Gewohnheitsrecht" war natürlich das deutsche. Durch die Abgabe des Zehnten an die frei gewählten Pfarrer (nicht an den Bischof!) schufen sie sich einen unabhängigen geistlichen und Lehrerstand. Die letzten Reste des politischen Selbstbestimmungsrechtes, wie es der Freibrief darstellt, sind bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erhalten worden. Die ebenfalls schon hier gesicherte kirchliche Autonomie, in deren Schutz auch die deutsche Schule in Siebenbürgen gedeiht, ist, abgesehen von einzelnen, allerdings recht tiefgehenden Verletzungen, bis auf den heutigen Tag in ihren Grundzügen erhalten.

Das Siegel der Sachsen, dessen Führung ihnen der Freibrief bewilligt, zeigt zwei in lange Gewänder gekleidete Männer, die eine Krone halten, wonach zwei halb kniende halbnackte Männer greifen; es hat die lateinische Umschrift: „Siegel der Hermannstädter Provinz. Zur Erhaltung der Krone."

„Sachsen" werden die deutschen Ansiedler hier noch

---

*) G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenb. Sachsen I. 38.

nicht genannt. Der Name ist erst gegen Ende des nächsten Jahrzehntes bezeugt. Ob die Siedler ihn aus der alten Heimat mitgebracht, wo sich fränkisches mit sächsischem Wesen viel berührte, oder ob die Magyaren infolge ihrer Erfahrungen mit Kaisern aus dem sächsischen Haus (Heinrich I. und Otto I.) den Stammes- als Volksnamen gebrauchten,*) läßt sich nicht feststellen.

In der Urschrift des Andreanums werden die Ansiedler „hospites" genannt. Das ist nicht etwa schlechtweg mit „Gäste" zu übersetzen. „Der Ausdruck hat in der Sprache des ungarischen Mittelalters eine Bedeutung, die den damit Bezeichneten ehrt; ursprünglich hießen alle Ausländer so, später bloß oder vorzugsweise die Deutschen, die sich im Lande ansiedelten, und der Name war stets ein Ehren- und Liebeswort, gleichbedeutend mit frei, sogar mit adlig."**) Wie haben sich doch die Zeiten seither geändert! In der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses vom 7. Juli 1906 hielt es der reformierte Pfarrer Joseph Veres für passend, zu erklären, „es sei die höchste Zeit, den Ver-

*) Sonst nennt der Magyare heute den Deutschen német, ähnlich wie die Tschechen, Polen und Rumänen es tun. Auffällig ist, daß die Stammverwandten der Magyaren, die Finnen, den Deutschen „Sachsen" nennen. Den Deutschen im übrigen Ungarn, besonders um Ofenpest und im Süden des Landes, nennt der Magyare „sváb" (die Bezeichnung kommt bekanntlich auch im Polnischen vor).

**) G. D. Teutsch a. a. O. S. 30.

tretern der Nationalitäten (soll heißen: der Nichtmagyaren) ins Gedächtnis zu rufen, daß in diesem Lande die Magyaren die Herren, die andern aber nur Mitbewohner sind". Also die richtigen „Metöken", womöglich die „Heloten" der Spartaner! Von den Deutschen unter diesen „Mitbewohnern" in Siebenbürgen rühmte im Jahre 1370 der König Ludwig, den die Magyaren den Großen nennen, „sie seien diejenigen Bürger seines Reiches, auf deren Kraft die Sicherheit jener Grenze wie auf festen Säulen ruhe und deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortwährend rühmlich bewähre". König Matthias, „der Gerechte", nannte sie aber „der ungarischen Könige einziges und vorzügliches Volk" und gibt es der Nachwelt, der vergeßlichen, zu wissen (1468), „wie die Sachsen das Reich mit Dörfern und Städten geziert und vergrößert, wie diese und ihre Tapferkeit des Landes Kraft, Stütze und Vormauer an der fernen Grenze seien".

Und diese Deutschen bilden nicht einmal den zehnten Teil der Bevölkerung Siebenbürgens; was müssen sie also geleistet haben, wenn gerade die allerbedeutendsten Herrscher des Landes ihnen so stolze Anerkennung zusprechen!

Siebenbürgen . . . Der Name allein ist uns ein Zeugnis dafür, daß deutsche Arbeit der Geschichte des Landes den Stempel aufgedrückt hat. Aus Dacia und Transsilvania ist uns Siebenbürgen geworden. Für

den Magyaren, für den Rumänen ist es, jedem in seiner Sprache, das „Waldland" geblieben; wohl streben sie in neuerer Zeit auch mit und kommen stark vorwärts, die einen unterstützt mit allen Mitteln, die ihnen der Staat zuwendet, die andern im vollen Kraftbewußtsein eines nicht lange her mündig gewordenen jungen Volkes, dem noch eine Zukunft blühen kann, — aber wo du den Spuren alter Kultur folgst, wo dir die Stadtmauern, die Kirchenburgen begegnen, wo die schmucken Dörfer in sauberem Glanz, wenn auch nicht immer von Reichtum zeugend, dir freundlich entgegenleuchten, wo die schulpflichtigen Kinder alle, auch das letzte und ärmste, lesen und schreiben können, und wo auch in der dürftigsten Gemeinde der deutsche Lehrer nicht fehlt und damit die Brücke zu unserm herrlichen Deutschland, das da ist eine mächtige Volksgemeinde des Geistes, — da, mein lieber Leser und meine liebe Leserin, die ihr ja doch auch einmal „den Ritt ins alte romantische Land" wagen werdet, wenn ihr die Modegegenden alle abgegrast habt, da ist „Siebenbürgen".

Woher der Name eigentlich kommt, wissen wir auch nicht genau. Der Burgen waren nicht nur sieben; vielleicht ist der Name von den alten „sieben Stühlen" abzuleiten, vielleicht aus der „Zibinsburg" geworden;*) jedenfalls ist auch durch ihn „uns wunders vil geseit von heleden lobebären, von grozer arebeit".

---

*) Hermannstadt liegt am Zibin, einem Nebenflüßchen des Alt.

Es ist freilich nur ein stilles Heldentum, nicht die Welt bewegend, doch in seiner bescheidenen Welt auch groß, seine Bestimmung nennt der sächsische Dichter*):

Hier stirbt der Deutsche nicht, darauf vertraut!
Wir kommen nicht zu flücht'ger Rast ins Land.

---

*) Michael Albert in seinen „Flanderern am Alt".

Die deutschen Ritter im Burzenland.

Man könnte einen Traum träumen, unendlich schön, erhaben und kühn; und es gibt wohl kaum einen deutschen Knaben fern im Südosten des heutigen Ungarlandes, der ihn nicht geträumt, da er pochenden Herzens hörte von dem großen Gedanken, der deutsche Ritter vor siebenhundert Jahren aus dem heiligen Land in die transsilvanischen Alpen geführt. Hier kamen sie hin, zu kämpfen gegen die Ungläubigen und einen Ordensstaat zu gründen weit nach dem Süden bis an die Donau hinab. Doch ein widriges Geschick trieb sie wieder hinaus, neuen großen Zielen zu; der Herzog Konrad von Masovien rief sie zum Kampf gegen die heidnischen Preußen, und dort halfen sie mit den Staat gründen, von dem die künftige Größe Deutschlands ausging. Wie, wenn sie am Rande der Karpathen geblieben wären, ihre Macht von ihrer siebenbürgischen Marienburg ausbreitend gen Mittag und Morgen bis ans Schwarze Meer hinunter! Wenn deutsche Kraft sich hier mit südlichem Schönheitsgefühl vermählte und ein

großes, lebensfrohes Geschlecht schuf, wie es die Erde nicht gesehen!

Aber die Vorsehung wollte es anders. Vielleicht hätte die Sonne des Südens erschlaffend gewirkt auf den Wagemut der germanischen Männer; zerfloß doch auch in Italiens Glut das imperialistische Träumen. Und wissen wir, ob das Bürger- und Bauernvolk sich eins gefühlt hätte mit dem stolzen Ritter? ob Gleichheit des Standes nicht den deutschen Adel dem magyarischen genähert, ihm zum mächtigen Bundesgenossen gemacht hätte? Die Sachsen in Siebenbürgen brauchten und brauchen wahrlich keine Svaržembrks, wie sie den Deutschen in Österreich wurden, es ist genug an den auchdeutschen Geschlechtern, die im übrigen Ungarn Ruinen ihres einstigen Volkstums bilden, an denen von Degenfeld-Schomburg, von Normann-Ehrenfels, den Schönborn-Buchheims, den Wenckheims, den Berchtolds und Khuens und Koburgs. So ist's also doch besser, bloß zu träumen von einer verlorenen größeren Herrlichkeit — ein harmlos Spiel der Phantasie — und wachend sich zu freuen der bescheidenern Wirklichkeit als sicheren Besitzes. Einen kleinen Teil von ihr verdanken wir doch dem Rittertum.

Wieder war das Bedürfnis des Königtums, die Grenze des Reiches zu schützen und die eigene Stellung zu befestigen, die Veranlassung dazu, daß Deutsche ins Land gerufen wurden, als König Andreas II. 1211 dem im Jahre 1191 gegründeten deutschen Ritterorden das heutige „Burzenland" (bei Kronstadt) und an-



Die Marienburg
des Deutschen Ritterordens.

grenzende Teile des Fogarascher und Oberweißenburger Komitates als Lehen überließ. Dem Orden wurden ähnliche Rechte eingeräumt wie den früheren Einwanderern. Sie durften auch „hölzerne" Burgen bauen zur Wehr gegen die heidnischen Kumanen. Die Einschränkung hatte ihren guten Grund; der König wollte sich nicht zu gefährliche Helfer auf den Hals schaffen. Die Ritter riefen deutsche Ansiedler in das Gebiet und erfüllten ihre Mission getreulich, bald mit größerem Erfolg, als dem König lieb war. Denn sie bauten auch steinerne Burgen, eroberten neue Gebiete, und ihr Ordensgroßmeister Hermann von Salza knüpfte mit dem Papst Honorius III. Verhandlungen an, daß er die Oberhoheit über das Gebiet als selbständigen Ordensstaat übernehme. Der Papst ging auf das Angebot bereitwilligst ein. Die Ritter aber verfolgten damit einen doppelten Zweck: einmal wollten sie sich unabhängig machen von bischöflicher Gewalt, die Anspruch erhob auf den Zehnten und auf unmittelbare geistliche Gerichtsbarkeit, anderseits fürchteten sie den Wankelmut des schwachen Königs. So kam es zum Konflikt, der in dem endgültigen Widerruf der Schenkung und der Vertreibung des Ritterordens seinen Abschluß fand. Den Vertriebenen erwuchs an der Weichsel eine neue, größere Aufgabe. Die Ansiedler aber blieben im Land und schlossen sich in kurzer Zeit auch rechtlich an die universitas Saxonum an.

Wieviel dem ungarischen Königtum an neuem deutschen Zuzug lag, ersehen wir daraus, daß Andreas

den Rittern verboten hatte, Auswanderer aus Ungarn selbst, besonders aus dem „Hermannstädter Gau“ aufzunehmen.*)

Wenn du mit der Eisenbahn an Schäßburg vorbei, durch den Altdurchbruch ins Burzenland fährst, auf Kronstadt zu, so siehst du, deutscher Gast, rechts zum Fenster heraus ganz nahe am Eisenbahndamm auf einer kleinen Anhöhe die Trümmer einer Burg. Die Eisenbahnstation nennt sich „offiziell“ Földvár (= Erdburg); die Gemeinde aber hat ihren alten Namen: Marienburg; und Marienburg wird sie bleiben, solange Sachsen dort wohnen, da hilft keine amtliche Taufe. Hier war der Hauptsitz der deutschen Ritter; dies Marienburg ist älter als das westpreußische. Wenn wir im Geiste die beiden nebeneinander stellen und wenn wir zugleich an Riade und Augsburg denken, dann werden wir eine merkwürdige Ironie der Weltgeschichte gewahr: die Deutschen schlagen das magyarische Steppenvolk in vernichtender Schlacht und schaffen ihm so die Notwendigkeit, sich ruhig zu verhalten, und die Möglichkeit, sich in Europa zu akklimatisieren; der magyarische König aber scheucht die deutschen Ritter aus dem Lande, weil ihm vor ihren Expansionsgelüsten

*) Der Orden hat viel später, im 17. Jahrhundert, die Versuche, das Burzenland wieder zu erwerben beziehungsweise seine Rechtsansprüche darauf nachzuweisen, erneuert, jedoch ohne Erfolg (Korr.-Blatt des Vereins für Siebenb. Landeskunde. Juli 1906).

bange wird — so hilft der Magyare, unwissend was er tut, an seinem Teil, Preußen gründen. . . .

Die weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuz sind von der siebenbürgischen Marienburg verschwunden; hier ist Schwarz-weiß nicht mehr Landesfarbe. Aber es ist, als ob man von dem ritterlichen Geist dort unten noch einen Hauch verspürte. Der Burzenländer Bauer ist wohl der stolzeste von allen Volks- und Gaugenossen; er ist auch der reichste. Und der Dorfnotär, der sich in diesem Gelände den größten Einfluß zu sichern wußte und mit dessen Wohlgesinntheit auch der magyarische Obergespan, der erste Beamte im Komitat, rechnen muß, er läßt sich am liebsten den „Bismarck des Burzenlandes" nennen. Die naive Überhebung kleidet ihn gar nicht so schlecht! Wenn aber der Burzenländer Bezirksdechant zu einer Pfarrinstallation kommt, so wird er in achtspännigem Wagen eingeholt, das übliche Reiterbanderium der sächsischen Bauern in ihrer stattlichen Kirchentracht voran. Der Burzenländer Dechant beansprucht allein neben dem Bischof der ev. Landeskirche in Siebenbürgen und neben dessen Vertreter, dem Superintendentialvikar, den Titel „Hochwürden".*) Die Burzenländer haben auch in politischen Dingen oft ihre Sondermeinung; es ist damit nicht gesagt, daß es immer die bessere ist. Die

*) Noch im Jahre 1331 wird von einer Schenkung des Königs Karl Robert berichtet, die sich auf „Burzenland und Siebenbürgen" bezieht.

andern Sachsen sagen dann gern boshaft: Coronenses coronerant.*) (Etwa: die Kronstädter haben wieder eine „Extrawurst").

Die bevorzugte Stellung der Sachsen, die sie durch ihre Tüchtigkeit und durch Erfüllung besonders schwieriger geschichtlicher Aufgaben zu behaupten wußten, hat in ihnen allen ein scharf ausgeprägtes Selbstgefühl gezeitigt. Ihm hat ihr Dichter Friedrich Georg Marienburg beredten Ausdruck verliehen in seinem „Sachsenadel". Das Gedicht ist uns in poetischer Verklärung die Geburtsgeschichte des sächsischen Volkes und bleibt wahr, wenn es auch von der irrigen Voraussetzung ausgeht, daß die siebenbürgischen Siedler in ihrer Gesamtheit vom Rhein gekommen sind. Hören wir, wie in diesem Volk von Bürgern und Bauern die Vorstellung vom „Sachsenadel" lebt:

Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute,
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute:
Da beugte vor gewalt'gem Streich
Geknechtet sich die Menge;
Da ward's im heil'gen deutschen Reich
Dem freien Mann zu enge.

Da zogen viele Wackern aus,
Ein neues Land zu finden:
„Wir wollen uns ein neues Haus,
„Ein Haus der Freiheit gründen!

*) Corona ist der lateinische Name für Kronstadt, den Vorort des Burzenlandes.

„Uns winkt des Urwalds freier Schoß
„Im fernen Ungarlande;
„Drum reißen wir uns weinend los
„Vom heimischen Verbande!

„So leb denn wohl, o Vater Rhein!
„Ha, trügst du keine Ketten,
„Nicht wollten wir in Wüstenei'n
„Die alte Freiheit retten!
„O deutsche Heimat, groß und hehr,
„Nicht magst du uns verklagen,
„Wir wollen deines Namens Ehr'
„In ferne Lande tragen!

„Im fremden Land soll fort und fort
„Uns deutscher Geist durchdringen;
„Es soll das traute deutsche Wort
„Im Waldland nie verklingen!
„Doch — was im teuren Heimatland
„Verhaßt ist freien Söhnen —
„Uns soll kein frecher Herrenstand
„Im neuen Deutschland höhnen!"

Sie zogen von der Heimat weit,
Wohl ohne adlig Wappen:
Was soll am neuen Freiheitskleid
Der buntgestickte Lappen!?
Doch nicht vergaßen sie das Schwert,
Des freien Mannes Wehre:
Beschützen soll's den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre!

Sie nahmen von des Rheines Strand
Wohl mit den Pflug, die Rebe,
Daß auch das neue Heimatland
Gewohnte Labung gäbe;

Mit nahmen sie den Hammer auch,
Das Webschiff und die Säge,
Daß dort auch froh nach Bürgerbrauch
Ihr Arm des Handwerks pflege.

So zogen sie ins Waldland ein,
Wo Bär und Ur noch hauste;
Hei, wie da durch den Eichenhain
Der Äxte Schlag erbrauste,
Wie vor dem Pflug die Wildnis wich
Und Fleiß sein Füllhorn streute,
Ein Kranz von schmucken Dörfern sich
Um stolze Städte reihte!

Doch sagt, wer schützt die junge Saat
Vor Feindesungewitter?
Wer wird, o junger Bürgerstaat,
Nun deiner Freiheit Ritter?
Die Ritter ließest du am Rhein,
Die kampfgeübten Recken; —
Wer wird, wenn Feinde ringsum dräun,
Mit eh'rnem Arm dich decken?

Es drohet der Kumane dir;
Der wilde Petschenege
Belauert aus dunkelm Waldrevier
Des emf'gen Bürgers Wege;
Und sieh, wie sich am Mittagsrand
Ein schwarz Gewitter türmet; —
Weh' dir, mein Volk, im fernen Land,
Wenn's über dich auch stürmet!

Ja, Feinde rings! — Doch unverzagt
Sieht man die deutschen Gäste;
Die Freiheit hält bei ihnen Wacht
Und „Mut" heißt ihre Feste.

Nicht ließen sie am Rhein das Schwert,
Des freien Mannes Wehre;
Treu schirmt es nun den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre!

Wer Axt und Hammer schwingen kann,
Schwingt auch das Schwert als Krieger;
Der Bürger wird zum Rittersmann,
Zum Rittersmann der Pflüger;
Den Bürgersmann, den Bauersmann
Ehrt Königsdank vom Throne;
Stolz kündigt ihm sein Banner an:
Du fichst „zum Schutz der Krone"!

Da stiegen stolze Burgen auf
Im Tal und auf den Höhen;
Die haben in der Zeiten Lauf
Manch harten Strauß gesehen;
Und fragst du nach dem Rittersmann,
Der diese Festen baute:
Der Bürger war's, der Bauersmann,
Der solches sich getraute!

Der Bürgersmann, der Bauersmann
Schlägt kühn des Königs Schlachten;
Drum darf fürwahr kein Edelmann
Den Sachsenbaur verachten.
Der Bürgersmann, der Bauersmann
Türmt Wälle auf und Mauern;
Der Adel sucht, wenn Feinde nahn,
Bei Bürgern Schutz, bei Bauern!

Drum singt am Rheine immerhin
Von euren Ritterburgen,
Der Sachse zeigt mit stolzerm Sinn
Euch seine Bauernburgen!

Die hat die Freiheit aufgebaut;
Gern mochte sie drin weilen,
Und Königsworte rühmen laut
„Des Reiches feste Säulen"!

Und wer im freien Sachsenland
Sich schämt nur „frei" zu heißen,
Wer durch erkaufter Ehre Tand
Meint herrlicher zu gleißen:
Es straft aus alten Mauern ihn
Der Ahnen Zorn und Tadel:
„Ein freier, treuer Bürgersinn
Das ist des Sachsen Adel!"



Sächsische Bauernburg.
(Rosenau bei Kronstadt.)

Mongolensturm.

Gerade hundert Jahre, nachdem die ersten deutschen Ansiedler aus dem Westen nach Siebenbürgen gekommen waren, meldeten sich aus dem Osten Gäste von anderer Art. Schon ihre äußere Gestalt schildert der Geschichtsschreiber furchtbar und abschreckend. Der überlange starke Oberleib ruht auf kurzen, krummen Beinen. Das Gesicht wird durch dicke Lippen, eckige Backenknochen, breite platte Nase und kleine schiefe Augen verunstaltet. Der Bart fehlt von Natur fast ganz; der Kopf wird geschoren, so daß nur hinter jedem Ohre ein langer zusammengedrehter Zopf hängt. Ihre verschlagene Kampfart und ihre Grausamkeit aber machen sie zum Entsetzen der von ihnen Heimgesuchten. Es sind die Mongolen, ein wildes Nomadenvolk, die Ungarn wie eine Heuschreckenplage überfallen. Wie so oft im Laufe der ungarischen Geschichte, wenn ein starker äußerer Feind heranrückte, wurde der König auch diesmal von einem großen Teil des ungarischen Adels im Stich gelassen — als das blutige Schwert zum Zeichen der Gefahr im Lande umhergetragen wurde, erklärten

die Edelleute die Kunde vom Herannahen der wilden Horden für falsch —, und das mußte das Land schwer büßen. Ein mongolischer Heerhaufen fiel auch in Siebenbürgen ein und richtete dort die greulichsten Verwüstungen an. Trotz des mannhaften Widerstandes der Bewohner war die asiatische Flut nicht aufzuhalten. Die eine Überlieferung meldet uns, es seien nach der Einnahme von Hermannstadt nur Hundert mit dem Leben davongekommen, die andere, es seien an die Hunderttausend getötet worden oder verhungert. So übertrieben auch diese Nachrichten sein mögen, so können wir uns doch aus der Schilderung eines Zeitgenossen, die uns im Wortlaut erhalten ist, eine Vorstellung davon machen, wie diese Bestien in Menschengestalt hier gehaust haben. Rogerius heißt der Ärmste, der den Klauen der Peiniger entkommen war und sein und des Landes Elend schildert. „Von Hunger und Durst gefoltert, — so erzählt er, — war ich genötigt, nachts die Leichname umzuwenden, um verscharrtes Mehl und Fleisch oder sonst etwas Genießbares zu finden. In der Nacht trug ich den Fund tief in die Waldung. Ich mußte Höhlen auffinden oder Gruben machen oder hohle Bäume suchen, um mich darin zu verbergen, denn wie Hunde, die Hasen und Eber aufspüren, durchstöberten sie das dichte Dorngesträuch, die finstern Wälder, die Tiefe der Wasser und das Innerste der Einöden." Seine Flucht durch Siebenbürgen beschreibt er folgendermaßen:

„Als die Mongolen aus Siebenbürgen zogen,

kamen sie nach Kumanien (das ist die Moldau, an der Nordostgrenze Siebenbürgens). Da ließen sie es nicht mehr zu, daß, wie früher, zur Nahrung der Gefangenen Tiere getötet würden, sondern gaben ihnen bloß Eingeweide, Füße und Schädel derselben. So begannen wir zu glauben, wie auch die Dolmetscher sagten, sie würden uns, wenn wir einmal Ungarn verlassen, alle der Schärfe des Schwertes überliefern. Und da ich nun weiter keine Hoffnung des Lebens hatte, sondern der schwere grausame Tod auf der Schwelle stand, gedachte ich, es sei besser da zu sterben, als auf weiterm Zug von steter Todesangst gefoltert zu werden. Und darum verließ ich die Heerstraße, indem ich ein natürliches Bedürfnis vorwandte, und floh mit einem einzigen Diener schnellen Laufes in das Dunkel des nahen Waldes. Da verbarg ich mich in eine Vertiefung, die ein Bächlein gewaschen, und ließ mich mit Zweigen und Blättern bedecken. Mein Diener versteckte sich etwas entfernter, damit nicht etwa des einen unvermutete Entdeckung auch des andern traurige Gefangennahme bewirke. Und so lagen wir da zwei ganze Tage, ohne das Haupt zu erheben, wie im Grabe; oft hörten wir die schrecklichen Stimmen jener, die nahe im Walde die Spuren verirrten Viehes suchten und häufig Gefangene, die sich versteckt hatten, anriefen. Als wir aber nicht länger imstande waren, des Hungers unwiderstehlichen Drang und die ängstliche Begierde nach Nahrung in dem Innersten des Herzens durch die Bande des Stillschweigens zu fesseln, erhoben wir die

Häupter und krochen wie die Schlangen auf Händen und Füßen über die Erde. So kamen wir endlich zusammen und fingen an mit schwacher und leiser Stimme uns gegenseitig traurige Klagen über den nagenden Hunger mitzuteilen und mit Seufzen und Weinen zu gestehen, daß der Tod durchs Schwert ein geringeres Übel gewesen wäre, als wenn durch Mangel an Nahrung die Bande der Glieder und die Einheit zwischen Seele und Leib gelöst würden. Und als wir in derartigen frommen Gesprächen uns ergingen, erschien plötzlich ein Mensch, vor welchem wir, als unser Auge ihn erblickte, furchtsam die Flucht ergriffen. Bald aber sahen wir ihn nicht weniger eilig sich zur Flucht wenden, weil er glaubte, daß unsere Übermacht in Hinterlist sein Verderben beabsichtige. Und als wir uns so gegenseitig fliehen sahen und Waffen bei keinem erblickten, standen wir still und riefen uns an mit Zeichen und Winken. Da nun einer dem andern in frommem, weitläufigem Gespräch sich zu erkennen gegeben hatte, berieten wir, was wir weiter tun könnten. Aber in der doppelten Bedrängnis, des ungestillten Hungers nämlich und der Todesfurcht, litten wir entsetzliche Angst und Not, so daß wir fast das Augenlicht zu verlieren meinten. Denn weder waren wir imstande, den Saft wilder Kräuter hinabzuschlingen, noch die Kräuter selbst, wie es die wilden Tiere machen, zu verzehren. Und obwohl uns so großer Hunger quälte und des entsetzlichen Todes furchtbares Bild stets vor Augen schwebte, so erhielt unsere Kräfte doch ein Ver-

trauen auf Lebensrettung, und die Hoffnung, dem Jammer zu entrinnen, ließ den Mut nicht ganz sinken. Und so kamen wir endlich mit erneuerter Zuversicht im Herrn gekräftigt an den Saum des Waldes; eilig stiegen wir auf einen hohen Baum und übersahen das von den Tataren (Mongolen) verödete Land, das sie bei ihrem Einfall nicht verwüstet hatten. O des Jammers! Wir durchwanderten eine entvölkerte, menschenleere Gegend, die die Tataren auf ihrem Zuge verheert hatten. Die Glockentürme der Kirchen waren die einzigen Zeichen, welche uns von Ort zu Ort leiteten, und wahrlich, sie zeigten uns hinreichend schrecklichen Weg. Denn Straßen und Fußsteige waren im schlechtesten Zustand und ganz von Unkraut und Dorngestrüpp überwuchert. Lauch, Zwiebel und was sonst in den Gärten der Bauern übrig geblieben gefunden werden konnte, wurde mir als größter Leckerbissen gebracht, die übrigen genossen andere Kräuter und Wurzeln. Damit wurde der hungrige Magen gefüllt und der belebende Geist in dem fast leblosen Körper wieder angefacht. Die Ermüdeten erquickte keine Ruhe, da wir ohne Dach und Fach und schützende Decken die Nächte zubrachten. Am achten Tag endlich, nachdem wir den Wald verlassen, kamen wir nach Weißenburg, wo wir nichts fanden außer Knochen und Häupter der Erschlagenen und der Kirchen und Paläste zerstörte Mauern, die häufig Christenblut befleckte. Denn wenn auch die Erde das unschuldige Blut, das sie getrunken, nicht zeigte, so waren doch die Steine überall von

dunkler Röte gefärbt, so daß wir nur mit beständigem schweren Seufzen schnell daran vorübergingen. Es war aber zehn Meilen davon neben einem Wald ein Dorf, Frata genannt, und im Wald drinnen vier Meilen vom Dorf ein sehr hoher Berg, auf dessen Spitze ein steiler Felsgipfel sich befand. Auf diesen hatte sich eine große Menge Männer und Weiber geflüchtet, die uns mit Freudentränen aufnahmen und sich nach unsern Drangsalen erkundigten, die wir ihnen aber mit wenigen Worten nicht erzählen konnten. Sie reichten uns endlich schwarzes Brot, aus Mehl und geriebener Eichenrinde gebacken; nie haben uns Semmel so wohl geschmeckt. Daselbst blieben wir einen Monat lang und wagten es nicht, hinabzusteigen, sondern schickten nur von den leichtern und jüngeren Männern Späher, zu erkunden, ob nicht noch ein Teil der Tataren zurückgeblieben sei oder mit trügerischer List, um die durch glückliche Flucht Entronnenen wieder zu fangen, zurückkehren werde."

Bei dem namenlosen Elend, das die Mongolen, nach einem ihrer Stämme auch Tartaren oder Tataren genannt, über das Land gebracht hatten, war es noch ein Segen, daß sie ebenso schnell verschwanden, als sie gekommen waren. Schnell, aber nicht spurlos. Denn Hungersnot und Pest ließen sie zurück. Der Tod ihres Großkhans beschleunigte ihren Rückzug aus dem Lande, aus dem nun freilich nichts mehr zu holen war. Mit Grauen lesen wir die Meldung gleichzeitiger Chronisten, daß in jenen

Tagen gräßlichster Not Menschenfleisch auf den Markt gebracht wurde. Waren da nicht die Beklagenswerten noch glücklich zu preisen, die aus der Heimat ins Innere Asiens geschleppt wurden? Im Jahre 1254 hört Wilhelm von Ruysbroek, als Gesandter an den Hof des Großkhans zu Karakorum geschickt, hier von einer deutschen Niederlassung, deren Angehörige „Gold graben und Waffen schmieden“ . . . .

Die Waisen.

Von Friedrich Wilhelm Schuster.

Es saust der Wind, es stäubt der Schnee,
Wie tut das den armen Waisen so weh!

Was ist mit Vater und Mutter geschehn,
Daß die Kleinen selbander so einsam gehn?

Der Vater ging in die Tatarenschlacht;
Gott hat ihn nicht wieder heimgebracht.

Und die Würger nahten mit Brand und Mord,
Da war kein Verweilen: „nur fort! nur fort!“

Die Mutter nahm beide an ihre Hand;
Schon lodert am Ende des Dorfes der Brand.

„Hinaus, hinaus in die wüste Welt,
Ohn' Atem dahin durch Wald und Feld!“

Und der Tag geht zu Rüste, die Nacht bricht herein,
Wer wird der Verlassenen Wächter sein?

Es saust der Wind, es stäubt der Schnee!
Die Wölfe heulen von jener Höh'.

Wohin, wohin nun aus Schrecken und Graus?
Doch siehe! da zeigt sich am Weg ein Haus.

„O Himmel! so bringst du doch Hilf in der Not,
Vielleicht für den Hunger ein Krümchen Brot!"

Die Türen sind offen, sie schleichen sacht,
Sie bitten um Obdach für die Nacht.

Doch Antwort keine; das Hüttchen ist leer,
Am Boden ein Leichnam, der hört nicht mehr.

O Grausen! — Doch blieb wohl im Schranke noch Brot.
O nein, der da liegt, starb den Hungertod.

Am Morgen weiter durch Wetter und Wind,
Zum Tod schon erschöpfet Mutter und Kind.

Bald schleppt sie sich nicht mehr; sie sinkt so bleich:
„O weh, meine Kinder! wem laß ich nun euch?"

Es stäuben die Flocken und decken sie zu,
So fand nun die Mutter die ewige Ruh!

Die Waisen ließen den Tränen den Lauf;
Dann rafften sich Bruder und Schwesterchen auf.

„Lieb' Vater erwürgt, lieb' Mütterchen tot:
Erbarm' nun, erbarme dich unser, o Gott!"

Sie faßten an Händen sich noch einmal,
Und rangen sich weiter mit Müh' und Qual.

Doch über ein Kleines — daß Gott erbarm'! —
Hinschlummern auch sie dann Arm in Arm.

Es saust der Wind, es stäubt der Schnee;
Den armen Waisen tut nichts mehr weh.

Türkennot und innere Wirrnis.

> Von den speren ward ein gestech,
> alz ob ein ganzer walt zerbrech,
> von pagen*) ein geschneter,
> alz ob all störch in aller welt
> pei ain veren**) in ainem veldt,
> ez waz alz ein sturmvetter!

Die ungarische Geschichte ist zum großen Teil eine Geschichte der Thronstreitigkeiten und der Kämpfe gegen die Königsgewalt, die gerade in den Zeiten am heftigsten wüteten, wenn es einer starken Hand am meisten bedurft hätte. So kam auch nach dem Mongolensturm nicht Ruhe ins Land, und erst als, nach dem Aussterben der Könige aus des magyarischen Heerführers Arpad Stamm, das Haus der Anjouer zur Herrschaft gelangte, kehrten allmählich Zeiten wieder, wo sich der Staat innerlich festigen konnte. Das Jahrhundert der Anjou bezeichnet der Geschichtsschreiber des sächsischen Volkes auch als der „Sachsen schönsten Zeitraum", obwohl die Sachsen sich anfänglich gegen sie zur Wehr setzten

---

*) Bogen.

**) beieinander wären.

und für den Herzog Otto von Niederbayern, der auch Erbansprüche an den ungarischen Thron geltend machte, Partei nahmen, weil sie einen „teutschen Kunig" lieber haben wollten. Beide Anjouer aber, Karl Robert (1310—1342) und Ludwig I. (1342—1382), damals der gewaltigste Herrscher in Europa, wußten den Wert ihrer deutschen Untertanen zu schätzen und förderten sie, wo sie konnten. Unter Ludwig entfaltete sich das Zunftwesen der Sachsen zu hoher Blüte — ihre Handelsbeziehungen entwickelten sich weit nach Deutschland, Böhmen und Polen, in den Orient, bis nach Asien, ja auch nach Ägypten —, und die Städte, die damals allgemach aus den bescheidener angelegten ersten Siedlungsversuchen emporwuchsen, besonders Hermannstadt und Kronstadt, waren wichtige Plätze für den Welthandel.

Aber schon im Jahre 1391 begann eine neue Leidenszeit, deren Ende nicht abzusehen war. Die Türken brachen in Ungarn ein, und wenn es auch in den wechselvollen Kämpfen von beinahe anderthalb Jahrhunderten an erhebenden Momenten nicht fehlte, wo sich des Reiches Kräfte zu erfolgreichem Widerstand vereinigten, so war doch das Ende — der Tag von Mohacs. Schon bei Varna (1444) wäre das Reich dahingesunken, wenn nicht der Reichsverweser Johannes Hunyady*) es gerettet. An mancher Niederlage der christlichen Heere war auch die Unzuverlässigkeit oder

*) Johannes Hunyady entstammte einem walachischen Geschlecht.

die Treulosigkeit rumänischer und magyarischer Heerhaufen schuld, so schon in der ersten großen Schlacht (1396) bei Nikopolis an der Donau (im nördlichen Bulgarien). Bei den Rumänen (damals Walachen genannt) darf es auch nicht wundernehmen, wenn sie an diesen Kämpfen nicht mit voller Hingebung sich beteiligten; besaßen sie doch damals, sintemalen sie zu der Zeit auf sehr niedriger Kulturstufe standen, noch keine politischen Rechte, hatten also am Gedeihen und an der Erhaltung der „Politeia", des Staatswesens, dem sie angehörten, nicht das Interesse, wie Magyaren und Sachsen. Bei den Magyaren spielte immer auch die Parteipolitik mit und erschwerte ihnen oft die unbefangene, selbstlose patriotische Entschließung. Den Sachsen aber war seit den Tagen ihrer Einwanderung ihr politischer Lebensinhalt so genau vorgezeichnet, daß sie die Stimme der Pflicht viel deutlicher vernehmen konnten. Oft befanden freilich auch sie sich in solcher Klemme — gerade vermöge ihrer geringen Zahl, — daß sie sich genötigt sahen, sich den Forderungen des Augenblicks anzupassen. Es ist ja nicht gerade erhebend, am wenigsten für den Sachsen selbst, wenn man in einzelnen sächsischen Dorfgemeinden hört, wie sie im Jahre 1848/49 bald die österreichische, bald die ungarische Fahne auf dem Kirchturm aussteckten, je nachdem die heranrückenden Truppen „schwarzgelb" waren oder „rotweißgrün", — obwohl sie, nicht nur im Herzen, doch allesamt, mit sehr wenigen Ausnahmen, gut österreichisch gesinnt waren, wofür sie ja auch reich-



Hermannstädterin.

lich büßen mußten. Wer wagt es aber, einen Stein auf die scheinbar Wankelmütigen und Charakterlosen zu werfen, die ihr Alles gefährdet sahen und von Österreich in bitterster Not so oft schmählich im Stich gelassen wurden!

Doch kehren wir zu den Türkenkriegen zurück. Je mehr innerer Zwist dem Feinde den endlichen Sieg erleichterte, desto lieber verweilen wir dort, wo sich die Aufopferung aller Landesbürger für das gefährdete Vaterland in wirklich achtunggebietender Weise offenbart. Die Schlacht auf dem Brodfelde*) (13. Oktober 1479) ist's vor allem, die uns, trotz ihres furchtbaren Verlaufes, zu solchem Verweilen förmlich einladet; denn hier hielten die gemeinsam Bedrängten alle fest zusammen und erfochten so endlich den blutig erkauften Sieg. Vor der Schlacht hatten die Sachsen, wie der ungarische Geschichtsschreiber Bonfin erzählt, durch den Hermannstädter Bürgermeister Georg Hecht den Feldherrn Bathori bitten lassen, er möge ihnen die Ehre des Kampfes in den Vorderreihen verstatten. „Namenloser Grimm hatte sich ihrer beim Anblick der Greuel der Verwüstung bemächtigt. Vor ihnen lagen die rauchenden zerstörten Wohnstätten ihrer Brüder; Tausende von Stammesgenossen seufzten da drüben im Türkenlager gefesselt und gebunden, und der laute Jammerruf derselben tönte kläglich und herzzerreißend herüber. Es galt hier, eine große, furchtbare Rechnung

*) Im südwestlichen Siebenbürgen, nicht weit von Broos.

auszugleichen mit den Würgern des Landes. Was Wunder, wenn es in den nervigen deutschen Fäusten zuckte, die kahlen Türkenschädel eine Probe des alten furor teutonicus verspüren zu lassen."*)

Aber es wartete des ungarischen Heeres eine harte Arbeit. „In gar blutiger Mischung" soll das Wasser des Kudsirerbaches, der das Schlachtfeld im Westen abgrenzt, in den Mieresch geflossen sein, und die Türken wären Sieger geblieben, wenn nicht im letzten Augenblick der Ban von Temesvar, Paul Kinisi, Hilfe gebracht hätte. Mit zwei Schwertern umgürtet wütete Kinisi „wie ein brüllender Löwe" unter den feindlichen Heerscharen und brachte die wankenden Reihen zum Stehen. Bald war nun der Sieg gewonnen, und das Türkenheer löste sich in wilder Flucht auf. „Das war," so berichtet unser Gewährsmann „keine Schlacht mehr, sondern nur eine Niedermetzelung der Barbaren. Zahllose Türken wurden niedergehauen und getötet, und bloß fünfzig ihrer Vornehmsten gefangen genommen, denn der Ungar wollte lieber töten, als Gefangene machen." Unermeßlicher Jubel herrschte nun im Christenheer, und „über den Leibern der Gefallenen, die so nahe aneinanderlagen, daß man auf dem ganzen Brodfelde 2000 Schritte nach jeder Richtung hin von einem Leichnam zum andern springen konnte, wurden die Tische gedeckt." Beim Siegesmahl, das zugleich mit einem Waffentanz der Kriegsleute gefeiert wurde, sei

*) Albert Amlacher in Teutschs „Bildern", I. 99.

dann, so wird erzählt, Paul Kinisi, von den Genossen zur Teilnahme am Tanze aufgefordert, mit gewaltigem Anlauf in die Mitte des Kreises hineingesprungen und habe, einen dort liegenden baumlangen toten Türken ohne alle Hilfe der Hände mit den Zähnen vom Boden aufhebend, mit ihm unter dem lauten Beifall der Umstehenden im Kreise herum getanzt, die des Helden herkulische Kraftäußerung mehr bewunderten als belachten.

Die Schlacht auf dem Brodfelde fiel in die Regierungszeit des Königs Matthias Corvinus, des Sohnes des Gubernators Johannes Hunyady (1458 bis 1490). Unter seiner Führung erlebte Ungarn vor seinem Niedergang noch eine Zeit der Blüte und höchster Kraftentfaltung; der Magyare erinnert sich auch im Volkslied mit Stolz der Tage, da selbst Wien und ein Teil Österreichs in die Hände des Ungarkönigs geriet. Als Matthias starb, hieß es im Ungarland: „König Matthias ist tot, tot die Gerechtigkeit.“ Und wenn es wahr ist, was wir in Wien am Eingang zur Hofburg lesen: daß die Gerechtigkeit die Grundlage der Reiche sei,*) so verstehen wir, warum nach dem Ableben dieses Herrschers das Land seinem Verhängnis zueilte. Nach dem Geschmack der ungarischen Magnaten war ein Herrscher im Stile Corvins nicht. „Wir brauchen einen König, dessen Schopf wir stets in den Händen haben,“ erklärte einer von den Ein-

*) Justitia est fundamentum regnorum.

flußreichsten unter ihnen, und so wählten sie den König von Böhmen, den Jagellonen Wladislaw; sein Lieblingswort „dobzse“ (es ist gut) stellt uns den ganzen Mann dar, — er eignete sich also für den Posten, wie man ihn besetzen wollte, vorzüglich. Ein venezianischer Gesandter schildert ihn also: „Der König wird nie zornig, sagt nie Böses über jemanden, glaubt nicht daran, wenn über jemanden Ungünstiges berichtet wird, betet viel, hört täglich drei Messen; aber im übrigen ist er wie eine Statue, da er wenig spricht. Er gibt allen Audienz, hat nie jemanden hinrichten lassen, findet aber wenig Gehorsam.“ Noch während der Regierung dieses selten gutmütigen Mannes beschloß ein ungarischer Reichstag auf dem Rakosfelde bei Pest (1505): „Da der gegenwärtige Verfall Ungarns davon herkomme, daß es oft von fremden Königen regiert worden sei, die, nur auf ihre Privatinteressen bedacht, sich immer mehr der Untätigkeit und der Ruhe als dem Kriege hingegeben haben, so solle, falls Wladislaw oder ein späterer König ohne männliche Erben mit Tod abgingen, nie ein Ausländer, sondern nur ein Mann aus skythischem (magyarischem) Geblüt gewählt werden dürfen.“ Der Beschluß in seiner einzigartigen Unbefangenheit charakterisiert die Stellung dieses mit allen Zeichen des Niederganges behafteten Schattenkönigtums unübertrefflich. Und im Jahre 1491 war doch durch den Preßburger Frieden unter Zustimmung des Reichstages das noch zwischen Kaiser Friedrich III. und dem König Matthias vereinbarte Erbfolgerecht des habs-

burgischen Hauses anerkannt worden! Aber es kam ganz anders, als der Rakoser Reichtag gewollt.

Auf den dobzse-König folgte (1516) dessen zehnjähriger Sohn Ludwig II., der sich sechs Jahre später mit Maria, einem Enkelkind des Kaisers Maximilian, vermählte. Wie es unter diesem „Herrscher" ging, ist aus dem Brief eines deutschen Edelmannes, Schnaitpeckh, zu ersehen, der im Gefolge der Königin Maria ins Land gekommen war und also nach Hause schrieb: „Wir sind in keinem guten und treuen Lande und das Volk, groß und klein, uns wenig guts gönnt; sie wollten das Schwert selbst gern in der Hand behalten unt dem Kunig und der Kunigin den Namen lassen unt Sy den nuz haben, als auch ist. Haben alle einkommen des Kunigs so zugericht, daß er nit zu essen noch ein guten Rockh hat, die Kunigin hat ihn kleiden müssen . . . der Kunig hat kein gewalt, muß tanzen was sie pfeifen." Wenigstens einen gesunden Schlaf hatte aber der König; als das Reich dem Untergang nahe war, pflegte er des Schlafes bis in den Mittag hinein. Er erwachte zu spät. In der Schlacht von Mohacs (1526) verlor er Krone, Reich und Leben; in einem Sumpf, unter der Last seines Pferdes ist er elendiglich erstickt.

Am Tage der Schlacht weilte der Woiwode (Statthalter) von Siebenbürgen, Johann Szapolyai, dessen Hilfe dringend erwartet wurde, mit vierzigtausend Mann — sechzehn Meilen weit vom Schlachtfeld, bei Szegedin. Und als der Sultan Soliman Ofen

nahm und die Städte des Landes verbrannte, ließ er es ruhig geschehen. Er dachte nur daran, mit türkischer Hilfe seine Macht zu befestigen und die Königskrone zu erringen. Gestützt auf die Bestimmungen des Preßburger Friedens bewarb sich aber auch Kaiser Maximilians Enkel, Ferdinand von Österreich, um die ungarische Krone; er war mit des letzten ungarischen Königs einziger Schwester vermählt. Zwischen diesen zwei Prätendenten entspann sich ein zwölfjähriger Bürgerkrieg, der es dem Türken ermöglichte, sich im Lande vollends festzusetzen. Wenn wir von den Zuständen während dieses Thronstreites lesen, werden wir gar lebhaft an die Reichstagswahlen erinnert, wie sie im heutigen Ungarn unter den Magyaren üblich sind: gerade so wurden die Stimmen verkauft und an den besser Bezahlenden losgeschlagen, und wer zwei Söhne hatte, schickte den einen in Ferdinands, den andern in Szapolyais Lager, um für alle Fälle teil zu haben an der Macht. In ähnlicher Weise verteilen sich auch heute viele adlige Geschlechter auf die verschiedenen Reichstagsparteien.

Szapolyai wie Ferdinand wurden zu Königen gekrönt, derselbe Bischof vollzog beide Akte. Dem Sultan war dieser Zustand natürlich hochwillkommen; so fiel ihm die Beute nur um so sicherer zu. Szapolyai wußte sich Solimans Unterstützung zu erbetteln und verband sich außerdem mit Franz I. von Frankreich, der mit dem Kaiser Karl V., dem Bruder Ferdinands, Krieg führte. So geriet sogar Wien durch die Türken in

Gefahr und wurde nur mit knapper Not gerettet. Der Streit endete damit, daß Szapolyai (durch den Frieden von Großwardein 1538) Siebenbürgen behielt und was von Ungarn in seiner Gewalt war. Auch der Königstitel wurde ihm — für seine Person — zugesprochen, aber mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode das ganze Reich an Ferdinand kommen solle. Noch vor seinem Tode (1540) sorgte jedoch Szapolyai dafür, daß dieser Vertrag nicht eingehalten wurde. Der Sultan nahm den Sohn Szapolyais, Johann Sigmund, an Sohnes statt an, überließ ihm Siebenbürgen und das Land bis an die Theiß gegen einen jährlichen Tribut von 10 000 Dukaten als türkisches Sandschakat (Provinz) und machte dadurch Siebenbürgen zum selbständigen Fürstentum. Ofen aber wurde der Sitz eines türkischen Paschas und blieb es 145 Jahre lang.

Während des Thronstreites zwischen Ferdinand und Szapolyai befanden sich die Siebenbürger Sachsen wie zwischen zwei Mühlsteinen. Mit großer Beharrlichkeit hielten sie anfangs zu Ferdinand; er bestärkte sie auch immerfort in ihrer Treue und Anhänglichkeit und versprach, Hilfe zu senden, damit sie aushalten könnten, aber es blieb bei den Versprechungen. Der Sachsengraf Markus Pemfflinger opferte sein ganzes großes Vermögen und die Kraft seines Lebens für die Sache Ferdinands; in der ärgsten Not schrieb er an ihn: „Ich habe bisher mit Leib und Gut, mit Tod und Blutvergießen vieler meiner Diener Euer Majestät gedient williglich; nun gibt es die Zeit, daß

ich mein Leben auch muß dahingeben. Wie es Gott haben will! Euere Majestät vergesse aber meiner treuen Dienste nicht und hab mein Sohn und meine Brüder gnädiglich empfohlen." Pemfflinger besuchte den König auch selbst, konnte aber keine ausreichende Unterstützung erlangen. Im Jahre 1542 schrieb Ferdinand an die Sachsen: „Wir haben durch die Mitteilung eures Botschafters Petrus Haller eure wunderbare Treue gegen uns und eure ausgezeichnete Tätigkeit für die gesamte Christenheit erfahren und können nicht umhin, derselben das größte Lob zu zollen. Seid standhaft in dieser Gesinnung und empfangt die Versicherung, daß wir euer Reich, euch alle, euer Hab und Gut in unsern besonderen Schutz nehmen, euch gegen jeden Feind schirmen und Sorge tragen werden, daß euch so große Treue und Liebe gegen uns nie gereue." Indessen machte der König, der Sachsen Eigentumsrecht mißachtend, auf ihre Kosten reiche Schenkungen an seine Günstlinge. Das hatten die Sachsen um ihn nicht verdient! Hermannstadt wurde vom Feinde sieben Jahre lang, mit kurzen Unterbrechungen, belagert, bis es endlich fiel. Hungersnot und Pest kamen im Gefolge. Wie mußte es die Sachsen berühren, wenn ihnen da ein führender Magyare, Stephan Bathori, schrieb: „Es ist doch niemandem besser als euch bewußt, von welchen Niederlagen, von wieviel Raub, Mord, Erpressungen und großen Übeln jeglicher Art ihr heimgesucht worden, seitdem ihr von König Johann abgefallen. Und das alles ist geschehen, weil

ihr jenem Fremden anhänget, der wie ein Wolf in eines andern Schafstall eingebrochen. Wahrlich, es ist ein Wunder, daß ihr allein für jenen so viel leidet, von dem ihr doch keine einzige Wohltat empfangen. Darum kehret zurück zu unserm König und lasset eure Ehrlichkeit nicht länger täuschen von Menschen, die nur das Ihre suchen und nicht, was zu eurem Heile dient. Wir geloben euch in seinem Namen, daß er eure Rechte und Freiheiten schützen wird."

Das ganze sächsische Problem liegt hier vor uns. So finden wir's zu allen Zeiten, seit Ungarn und Siebenbürgen mit Österreich verbunden ist. Die Sachsen bekunden, treu der geschichtlichen Überlieferung, eine streng dynastische Haltung und wünschen die enge Verbindung mit der transleithanischen Reichshälfte; dadurch aber erregen sie das Mißtrauen der Magyaren, die nun einen Vorwand mehr haben zu Gewalttätigkeiten. Und in der Wiener Hofburg glaubt man meist, getrieben von der Furcht vor magyarischer Unbotmäßigkeit, den Magyaren immer nur recht viel zugestehen zu müssen, gerade auf Kosten der verläßlichsten Anhänger, deren Treue man ja nicht erst erkaufen muß. Ist es denn da ein Wunder, wenn in neuester Zeit diesseits und jenseits der Leitha vielerorten gepredigt wird, die beste Politik sei die antidynastische, weil sich so noch am ehesten etwas herausschlagen ließe? Solche Winkelzüge widersprechen freilich deutscher Art. Wenn sich die Deutschen in Österreich und Ungarn einmal wirklich in ihrer Gesamtheit von ihrem Herrscherhaus

abkehren würden, dann wäre das ein geschichtlicher Moment von einschneidender Wirkung, für das Haus Habsburg selbst von den verhängnisvollsten Folgen. Aber man darf nicht glauben, daß es so weit kommen wird; ein kraftvoller Herrscher kann mit einem Male alles wieder zurechtrücken, wenn er sich ein festes Ziel setzt und dem entschieden zusteuert.

Wenn der Sachse von heute sich entschließen könnte, gegen alles, was sich „österreichisch" nennt, wenn auch nur zum Schein, Front zu machen, so wäre er in den Augen des Magyaren der edelste Patriot, und es würde gewiß an den schönsten Versprechungen nicht fehlen. Die Worte Stephan Bathoris beweisen es. Mutatis mutandis könnte auch ein Kossuthist von heute so sprechen. Aber solche Spiegelfechterei entspricht dem Wesen auch des siebenbürgischen Deutschen nicht. Und es ist auch mehr als fraglich, ob die Versprechungen eingehalten würden, so aufrichtig sie auch im Augenblick gemeint sein mögen. Ein wahrhaft brüderliches Einverständnis zwischen den verschiedenen Nationen des Landes ist nur denkbar, wenn es durch den unbeugsamen Willen des Herrschers erzwungen wird. Das lehren uns die Zeiten Stephans des Heiligen, Ludwigs des Großen und Matthias' des Gerechten. Die Schwäche der Krone führte nirgends so unfehlbar zu innerer Wirrnis und zum Niedergang des Reiches, wie in Ungarn. Der Tag von Mohacs hat es mit furchtbarer Klarheit gezeigt.

Die Reformation im Sachsenlande.

Und auch Mohacs hat ein Glück im Gefolge gehabt, für das Deutschtum in Siebenbürgen sogar das größte Glück, das ihm widerfahren konnte. Denn in der Zeit der königlichen Ohnmacht bahnte sich sacht, fast ohne Widerstand, die Reformation hier den Weg. Und damit schloß sich um das Sachsenvolk ein Band, das ihm die Gewähr auch für den nationalen Fortbestand und auch für die Zeiten bot, da die politische Einheit und Geschlossenheit verloren ging. Sogar der Mohamedanismus war der Ausbreitung der Reformation, ohne es zu wollen, von Nutzen, weil er den katholischen Ferdinand bekämpfte. Ferdinand seinerseits mochte es mit den Sachsen, die sich der Lehre Luthers sehr bald geneigt zeigten, auch nicht verderben, während Szapolyai wohl aus ähnlichen Beweggründen sich nicht allzuviel um die Streitigkeiten innerhalb der Kirche kümmerte. Vor allem machten es aber die innern Wirren den Machthabern unmöglich, die Ausbreitung des Evangeliums zu verhindern. Zwar fehlte es, noch

vor der Mohacser Schlacht, an dem guten Willen nicht, die neue Bewegung in ihren ersten Keimen zu ersticken. Schon 1523 sieht sich der ungarische Reichstag genötigt, ein Gesetz zu beschließen, das alle Lutheraner mit dem Feuertode bedroht. Aber wer sollte das Gesetz durchführen, da die Grundfesten des Reiches schon wankten?

Gut vorbereitet war unter den Sachsen der Boden für die Reformation dadurch, daß ihr Kirchenwesen seit den Zeiten der Einwanderung auf breiter demokratischer Grundlage ruhte (freie Pfarrerwahl, Abgabe des Zehnten an die Pfarrer, nicht an den Bischof), und darum verteidigten sie sich auch zu dieser Zeit mit allem Nachdruck gegen Übergriffe der erzbischöflichen Gewalt in Gran. Noch vor der Reformation war diese Kirche nach ihrer Anlage eine rechte Volkskirche, grundsätzlich frei von jeglichem Eingriff der weltlichen Macht in ihren Rechtskreis; auch heute bedarf nur die Wahl ihres Oberhauptes, des evangelischen „Bischofs", der Bestätigung durch den Monarchen. Abgesehen von der inneren Um- und Neugestaltung des Kirchenwesens war aber die Reformation für die Sachsen besonders auch deshalb ein Ereignis von nationaler Bedeutung im eminentesten Sinne des Wortes, weil durch sie auch das lose Band endgültig zerschnitten wurde, wodurch die sächsische Kirche mit der ungarländischen verknüpft war. Und dadurch ward sie erst in die Lage gesetzt, unbeeinflußt auch ihren kulturellen Aufgaben zu leben; die Reformation der Kirche bedeutete ja auch in Deutschland zugleich eine Erneuerung des Schulwesens. So



Kirchenkastell in Tartlau.

geschah es auch im alten „Sachsenland“, und so ward die Kirche hier zugleich eine Hüterin des Deutschtums, das in erster Linie durch seine Pfarrherren im engsten geistigen Zusammenhang mit Deutschland steht, denn noch heute werden sie durch die Gesetze ihrer Landeskirche verpflichtet, wenigstens drei Jahre an deutschen Hochschulen ihren Studien obzuliegen.

Ganz kampflos vollzog sich allerdings auch in Siebenbürgen der Einzug der Reformation nicht. In einem Schreiben an den Rat von Hermannstadt (1523) gibt König Ludwig seinem Mißfallen darüber Ausdruck, daß „die gotteslästerliche Lehre eines gewissen Martin Luther“ den Sinn der Bewohner so verfinstert habe, daß seine Bücher*) von allen gelesen und deren Inhalt befolgt würde; er ordnet Haussuchung nach diesen Schriften und deren Verbrennung an und verbietet, daß jemand dergleichen kaufen, verkaufen oder lesen dürfe bei Strafe des Güterverlustes. Tatsächlich hat in Hermannstadt eine solche Verbrennung durch einen Kommissär des Erzbischofs von Gran stattgefunden, aber „als diese Bücher“, so erzählt die Sage, „im Angesicht vieler Bürger allda verbrennet worden, sei ein Psalter, der mitten in der Flamme gewesen, von dem Winde erfaßt und über den Kopf des erzbischöflichen Kommissärs, der zu derselben Zeit an der Spitze einer feierlichen Prozession um die große Kirche daherkam,

*) Die ersten Schriften Luthers brachten Hermannstädter Kaufleute von der Leipziger Messe in die Heimat.

geführt worden und habe seinen Schädel so stark verbrannt, daß er ohnmächtig zu wanken begonnen und zur Erde gefallen sei". Das Buch aber wurde nach dieser Sage*) durch den Wind auf demselben Wege wieder zurück ins Feuer geschleudert und verbrannte zu Asche; der Kommissär wurde „in seine Herberge getragen und starb den dritten Tag darauf".

Schon diese Sage belehrt uns darüber, auf wessen Seite das Volk stand, die Ereignisse tun es noch deutlicher. Dem geistlichen Gericht, das sich oft Eingriffe in das bürgerliche Recht erlaubte, stellte sich bald niemand mehr, und bei der Fronleichnamsfeier hörte man Reden wie: „Unsere Pfaffen müssen glauben, Gott sei blödsichtig geworden, daß sie ihm so viel Lichter anzünden", „oder halten sie Gott für ein Kind, welches auf den Armen alter Weiber in der Stadt herumgetragen sein will". In Schäßburg steht es um die geistliche Autorität auch schlimm, man fastet nicht gern; denn hier werden, wie der Chronist lakonisch berichtet, „Milchspeisen und Bannsprüche" geringgeschätzt, und in einer Hermannstädter Klageschrift an den Graner Erzbischof heißt es u. a.: „im Hause des Ratsherrn Johann Hecht habe irgend ein Schulmeister eine Schule eingerichtet, in der das Nicäische Symbol und andere

---

*) M. Georg. Haner Hist. Ecclesiae Transilv. Francof. et Lips. 1694. Lib. IV. Abgedruckt in Dr. Friedrich Müllers die „Senb. Sagen". Hermannstadt 1885.

Lieder deutsch gesungen würden, ebenso die Messe deutsch abgehalten werde. Daselbst verkehre auch ein früherer Predigermönch, der von dem gewesenen Hermannstädter Prediger Ambrosius, dem Schlesier, nach Hermannstadt aus Luthers Heimat geschickt worden sei. Derselbe predige gegen den Willen des Hermannstädter Plebans unter großem Zulaufe in den Filialkirchen der Stadt und rühme sich öffentlich, er habe vom (Sachsengrafen) Pemfflinger (der sich in Ofen auf dem Reichstag befand) Auftrag, bis zu dessen Rückkehr in Hermannstadt zu bleiben. Daher blieb er auch in der Stadt, obwohl ihn der Rat, auf Drängen der Geistlichkeit, daraus verwies. Aus Furcht vor einem Volksaufstand wagte man es nicht, dem Ausweisungsbefehl Geltung zu verschaffen . . . überhaupt ströme in Hermannstadt eine Menge Lutheraner, Professoren, Kleriker und Laien, zusammen, die daselbst ehrenvolle Aufnahme fänden und die der Stadtpfarrer, vom Rate dazu gezwungen, zum Predigen zulassen müsse. . . . So gewaltig sei diese Lutherische Pest, daß sie selbst in der Stadt, wo Luther lebe, nicht ärger wüten könne."

Der eigentliche Begründer der ev. Landeskirche in Siebenbürgen war der Kronstädter Johannes Honterus. Als Luther sein „Reformationsbüchlein" gelesen, soll er ausgerufen haben: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarland erweckt hat!" Honterus war für die Sachsen der Reformator der Kirche und Schule, er richtete in Kronstadt die erste Buchdruckerei des Landes ein, er schrieb Schulbücher,

schuf eine berühmte Karte von Siebenbürgen,*) ja sogar ein „Handbuch des bürgerlichen Rechtes" hat dieser vielseitig gebildete Mann seinen Volksgenossen gegeben.**) Seine Studien begann er wahrscheinlich in Wien, wo er Baccalaureus und Magister der freien Künste wurde, setzte sie in Krakau und Basel fort, um als fünfunddreißigjähriger Mann (1533) seine Tätigkeit in der Heimat aufzunehmen, wo er bald nach seiner Ankunft durch Ehrengeschenke der Gaugemeinde besonderer Auszeichnung gewürdigt wurde. Seine „Kirchenordnung für Kronstadt und das Burzenland" legte der Hermannstädter Stadtpfarrer Luther, Melanchthon und Bugenhagen vor, die ihre vollständige Billigung aussprachen; Luther schrieb: „Alles, was du mich fragst, findest du in jenem Buche besser, als ich es schreiben kann. Wie sehr gefällt es mir, das mit so großer Gelehrsamkeit, Reinheit und Treue verfaßt ist! Dieses Büchlein lies daher und gehe zu Rat mit den Lehrern der Kronstädter Gemeinde; sie werden dir die nützlichsten Mithelfer bei Verbesserung deiner

*) Chorographia Transsylvaniae. Die älteste Karte der von den Sachsen bewohnten Teile Siebenbürgens. Wien 1898. Sonderausgabe der Ausgewählten Schriften Johannes Honterus', herausgegeben vom Kronstädter Professor und Bibliothekar Dr. Oskar Netoliczka, Wien u. Hermannstadt 1898. Vgl. auch N.'s Aufsatz in Dr. Friedr. Schullers Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. Bd. IV. S. 207 ff.

**) Compendivm Jvris Civilis in vsvm Ciuitatum ac Sedivm Saxonicarum in Transylvania collectum. M.D.XLIIII.

Kirche sein; denn sie haben mit großem Fleiße die Einrichtung unserer Kirche in diesem Büchlein zur Darstellung gebracht; ich verweise dich deshalb nochmals auf dasselbe und seinen Verfasser." Aufgefordert von der Sächsischen Nationsuniversität, verfaßte Honterus eine „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen"; sie erhielt im Jahre 1550 durch Beschluß der Universität die Rechtskraft des weltlichen Gesetzes. 1543 wurde Honterus vor den siebenbürgischen Landtag zu Weißenburg (Karlsburg) geladen, damit er sich wegen der Neuerungen verantworte; da jedoch der Stadtrichter Johannes Fuchs Honterus abhielt, der Vorladung Folge zu leisten, weil er dem königlichen Geleitbrief nicht traute, verfaßte Honterus bloß eine Verteidigungsschrift, mit der ausgerüstet Fuchs nach Weißenburg zog; ein dort veranstaltetes Religionsgespräch verlief resultatlos. Von katholischer Seite wurde die Verbrennung des Ketzers verlangt, allein die magyarischen Großen wußten diesen Anschlag zu verhindern.

Die Magyaren in Siebenbürgen bekannten sich übrigens größtenteils zur Lehre Zwinglis und Calvins, wodurch der Zusammenschluß der einheitlichen lutherischen Nationalkirche unter den Sachsen auch wesentlich begünstigt wurde. Im Jahre 1557 bestimmte der Landtag zu Thorenburg, daß ein jeglicher des Glaubens leben könne, des er wolle. Später wurde der Westfälische Friede auch auf Siebenbürgen ausgedehnt.

Dem Reformator des Sachsenlandes, Johannes

Honterus, haben die dankbaren Volks- und Glaubensgenossen in Kronstadt ein Denkmal gesetzt; dort steht sein kühn gedachtes ehernes Standbild, im Schutze der altehrwürdigen gotischen Kirche, mit kraftvoller Hand hinüberweisend nach der protestantischen Schule, — ein Symbol des deutschen Genius in diesen Landen. Wo sich ein Teil des sächsischen Volkes von dieser Gemeinschaft trennte, da ging auch sein Deutschtum unter. So geschah es in Klausenburg; noch im sechzehnten Jahrhundert wurde dort die Aufschrift über der Türe des Gotteshauses: „Kirche der Sachsen" fortgehauen, und heute ist die Stadt eine Hochburg des Magyarentums, während auch im letzten, armseligsten Dörfchen, das der evangelischen Landeskirche angehört, der Geist Luthers fortwirkt, nicht nur des Reformators, sondern auch des streitbaren deutschen Mannes, dem das Bekenntnis seines Glaubens und Volkstums in eins verschmolzen ist und der den Mut dazu findet, auch „wenn die Welt voll Teufel wär".

Die Fürstenzeit. Unter den Habsburgern.

Das Jahrhundert der Reformation hat den Sachsen auch ihr „Eigenlandrecht" gebracht, das, vom siebenbürgischen Fürsten Stephan Bathory „für den sächsischen Boden" (terra Saxonum) bestätigt (1583), Gesetzeskraft behielt bis zum Jahre 1853. Damit war ihnen, nachdem sich infolge des Wandels der Zeitumstände das bisher geübte Gewohnheitsrecht als unzureichend erwiesen hatte, deutsche Rechtspflege in bestimmten Formen gewährleistet; das Amt des Nationsgrafen war schon durch des Königs Matthias Verleihung ein Volksamt geworden, also daß sie ihren Comes frei wählen durften. Dem magyarischen Adel fehlte aber das rechte Verständnis dafür, daß dieses Bürger- und Bauernvolk solche Freiheit genieße, in dessen Burgen und Mauern er gleichwohl in Zeiten der Kriegsgefahr gern Schutz suchte. Die adligen Herren waren auch in der Geschichte ihres Vaterlandes nicht mehr recht auf dem laufenden; denn sie behaupteten, die Sachsen, ein Volk von „Schustern,

Schneidern und Kürschnern", seien bloß Fremdlinge im Lande, Gäste und der Magyaren Eigentum; sie reklamierten nämlich die Hunnen als ihre Vorfahren, die das Land erobert, „die Blum des Volkes" erschlagen und fortgeführt und nur den Pöbel zurückgelassen haben, damit er ihnen diene. Und so galt es denn wieder oft, wenn äußere Feinde fehlten, das gute Recht gegen die Mitstände zu verteidigen; und oft auch kam eins zum andern. Mit besonderer Schneidigkeit und mit gutem Erfolg führte solche Verteidigung der Sachsengraf Albert Huet auf dem Landtag zu Weißenburg (1591), indem er vor dem Fürsten und den versammelten Ständen erklärte, die Sachsen als dritte ständische Nation wollten „die Namen Kürschner, Schuster, Schneider lieber tragen, als Diebe, Mörder und Räuber; nichtsdestoweniger könne dies Volk zur Zeit der Not auch zu den Waffen greifen". Er forderte Gerechtigkeit und Schutz gegen die Angriffe auf ihre Privilegien und auf ihr Hab und Gut, weil das Unrecht, das ihnen würde, auch zum Nachteil der Krone sei; darum möge der Fürst „schaffen, daß, wer die Sachsen beleidigt, erfahre, daß es ebensoviel sei, als wenn er dem Fürsten nach der Kron, Zepter und Augen stehe". In andern Fällen war mit der Rede Gewalt weniger auszurichten, da mußten andere Mittel herhalten: so klagte des Fürsten Kanzler, da man ihm die Freiheitsbriefe vorwies, über Augenschwäche. — Huet machte ihn durch das „wahrhaft königliche Geschenk von [illegible] Gulden" sehend.

Nicht genug, daß Siebenbürgen in dieser Zeit bald von Wien, bald von Konstantinopel abhängig war, auch der siebenbürgische Fürstenstuhl selbst wurde mehr und mehr der Gegenstand des Streites. Den schlimmsten unter den siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bathory, bekämpften die Sachsen auch in offener Feldschlacht. Hermannstadts hatte er sich durch List bemächtigt und dessen Bürger mißhandelt und gebrandschatzt,*) Kronstadt wurde vor ähnlichem Schicksal durch seinen tapfern Stadtrichter Michael Weiß bewahrt, der allerdings seinen Heldenmut auf dem Schlachtfelde von Marienburg (1612) mit dem Leben büßte. In diesen Kampf waren auch 40 Kronstädter Studenten — wir würden sie heute Gymnasiasten nennen — mitgezogen, die hier bis auf einen niedergemetzelt wurden; ihre Grabstätte, der „Studentenhügel von Marienburg", ist noch heute zu sehen.

Glückliche Tage sah Siebenbürgen und auch das sächsische Volk unter dem edlen Fürsten Gabriel Bethlen (1613—1629), der, ein Schwager des Kurfürsten von Brandenburg und des Schwedenkönigs Gustav Adolf, auch am Dreißigjährigen Kriege hervorragenden Anteil nahm. Ihm und seinem Nachfolger Georg Rakoczi I. (1631—1648) haben die ungar-

*) Der Wohlstand der Sachsen hatte in den Zeiten endloser innerer Wirren auch noch durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien schwer gelitten, da sich nun dem Handel neue, bequemere Straßen öffneten.

ländischen Protestanten in kritischer Zeit den Schutz der Glaubensfreiheit zu verdanken.

Als das Land von den Türken, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Siebenbürgen wieder arg heimsuchten, durch deutsche Waffen befreit wurde (Prinz Eugen, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden und Maximilian von Bayern!), da entsagte der ungarische Reichstag zu Preßburg (1688) dem Rechte der Königswahl, und Ungarn kam samt Siebenbürgen unter die Herrschaft des Hauses Habsburg. Im Leopoldinischen Diplom (1691) wurde den einzelnen Nationen und Kirchen die Erhaltung der bestehenden Rechte zugesichert. Die Stände hatten schon vorher in die Aufhebung des ius resistendi gewilligt, das ihnen Andreas II. eingeräumt hatte, wonach „die Bischöfe, Würdenträger und die gesamten, wie einzelne Edelleute" das Recht zum bewaffneten Widerstand gegen den König erhalten hatten, wenn dieser einen Verfassungsbruch begehe.

Da freuten sich denn die Sachsen des „teutschen Kunigs", der ihnen endlich geworden! Nur Kronstadt hatte dem österreichischen General Caraffa anfangs Widerstand geleistet; damals ist die Stadt, wahrscheinlich durch raublustige Soldaten, eingeäschert worden (1689); die evangelische „schwarze Kirche" trägt noch heute die Spuren dieses schrecklichen Brandes.

Freilich, auch unter den Habsburgern erlebten die Sachsen nicht eitel Freude; besonders schmerzlich empfanden sie es im 18. Jahrhundert, daß sie der ängst-

lich behüteten Glaubensfreiheit nicht immer sicher waren. Zunächst trat aber der Katholizismus noch nicht aggressiv hervor. Wenig verheißungsvoll für sie begann das Jahrhundert mit einem Hochverratsprozeß, den der magyarische Adel gegen den Nationsgrafen Sachs von Harteneck beim Wiener Hof angezettelt hatte und der (1703) mit der Hinrichtung des Geklagten, eines der bedeutendsten Männer des sächsischen Volkes, endigte. Sachs hatte es verstanden, die Wiener Kreise über die verwickelten Verhältnisse in Siebenbürgen zu unterrichten, — an solcher Information fehlte es dort gar oft! — er hatte obendrein die Aufhebung der Steuerfreiheit beantragt, deren sich der Adel und die Szekler erfreuten; kein Wunder, daß die um ihren Geldbeutel besorgten Patrioten alle Hebel ansetzten, um den Mann, der trotz seines protestantischen Glaubens bei Hofe das größte Ansehen genoß, aus dem Weg zu schaffen. Den sächsischen Abgeordneten zur Schmach muß es gesagt sein, daß auf dem Landtag auch sie nicht den Mut fanden, ihn zu verteidigen, und ein eigenes tragisches Verhängnis wollte es, daß Sachs wegen der Ermordung eines Dieners durch seine Frau, woran er allerdings persönlich keine Schuld trug, und wegen sonstiger Vergehen, deren sich der leidenschaftliche Mann im Privatleben schuldig gemacht hatte, auch vom Hermannstädter Magistrat zum Tode verurteilt wurde. Die Veranlassung zum politischen Prozeß hatte die von Harteneck betriebene Hinrichtung des katholischen und vom Kaiser geadelten gewesenen Schäßburger Bürger-

meisters Schuller gegeben, der seine Strafe als Falschmünzer und unredlicher Verwalter öffentlicher Gelder und wegen anderer Verbrechen reichlich verdient hatte.

Auch aus der folgenden Zeit ist nicht viel Erhebendes zu berichten. Franz Rakoczy, ein Enkel des Fürsten Georg Rakoczy II. (1648—1657), der durch seinen tollkühnen Ehrgeiz die Türken zur Verwüstung des Landes gereizt hatte, machte mit dem wüsten Heer der „Kurutzen"*) den verzweifelten Versuch, die Erblichkeit der ungarischen Krone anzugreifen und das freie Wahlrecht, sowie das ius resistendi zurückzuerobern; zu diesem Zweck verband er sich mit Ludwig XIV., suchte polnische, später auch preußische und russische, ja endlich auch türkische Hilfe. Eine Versammlung zu Onod (1707) hatte sogar — ganz ähnlich wie in Debrezin 1849 — die Entsetzung des Hauses Habsburg ausgesprochen, aber schließlich kam es zum Frieden von Szatmar**) (1711), der dem Hause Habsburg das Erbfolgerecht aufs neue sicherte. Rakoczy protestierte dagegen und starb in freiwilliger Verbannung in der Türkei.

---

*) Die Ableitung des Wortes ist ungewiß; noch heute nennen sich die anti-österreichischen Magyaren gern „Kurutzen" gegenüber den österreichisch gesinnten „Labanzen".

**) Durch die „pragmatische Sanktion" (1723) wurde auch die weibliche Erbfolge für zulässig erklärt; nur für den Fall des gänzlichen Aussterbens der erbberechtigten Linie behielten sich die Stände „das uralte, genehmigte und anerkannte Vorrecht in bezug auf die Wahl und Krönung ihrer Könige" vor.



Hermannstadt: Hartenecktürme.

Die Sachsen mochten aufatmen, als das Land von der leidigen Frage befreit ward, wem die legitimen Herrscherrechte zukommen, da sie doch vermöge ihrer geringen Zahl nicht den Ausschlag geben konnten und in der Sorge um ihre nationale Erhaltung sich oft — so zeitweilig auch während des Rakoczyschen Aufstandes — zu einer Parteistellung gezwungen sahen, die ihren Wünschen und Neigungen nicht im mindesten entsprach. Dafür brachte ihnen die neue Zeit neue Probleme und andersgearteten inneren Zwiespalt. Mit ehrlicher Dankbarkeit gedenken sie der Kaiserin Maria Theresia. Sie war eine durch und durch deutsch gesinnte Herrscherin; das beweist am deutlichsten die auf ihre Veranlassung durchgeführte Verpflanzung deutscher Siedler in das südliche Ungarn und nach Siebenbürgen. Aber höher als die Interessen des Deutschtums standen ihr doch die der katholischen Kirche. So kam es, daß während ihrer Regierungszeit ein ganzes Heer unfähiger Beamten sich im Sachsenland einnistete, weil sie „gut katholisch" waren oder — wurden. Aus dieser Zeit stammen die katholischen Geschlechter unter den Sachsen.*) Auf diese Weise wurde in Reps ein gewesener Wachtmeister Königsrichter, in Bistritz ein Feldscher (im Volke Leichnamschneider genannt) Stadtrichter, ein Stall-

*) Die Nachkommen dieser Konvertiten sind allerdings später größtenteils wieder in die evangelische Kirche eingetreten.

meister Archivar, in Mediasch ein Dorfschenk Stadthann (Vorsteher der Hundertschaft) usw. Sogar die siebenbürgische Kolonisation unter Maria Theresia hat ihren Ursprung in — religiöser Unduldsamkeit; man machte aus der vermeintlichen Not eine Tugend, indem man Evangelische aus dem Salzburgischen, Österreich ob der Enns, aus Kärnten und Steiermark nach Siebenbürgen wie in die Verbannung schickte, um die österreichischen Erblande vom Ketzertum rein zu erhalten. Die Sachsen konnten aber solchen Zuwachs brauchen; beim Türkeneinfall in Siebenbürgen 1658 hatten 150 000 Menschen das Leben verloren und 1661 zählte der türkische Pascha nach dem Einfall 170 000 Gefangene. Auch nach Südungarn wanderten damals protestantische Deutsche (die überwiegende Mehrzahl der dortigen deutschen Bevölkerung besteht aus Katholischen, und es scheint gerade in letzter Zeit, als ob diese es beweisen wollten, daß katholisch sein und gut deutsch sein einander nicht ausschließen!); der Abschied eines solchen Zuges von der alten Heimat wird uns also geschildert:

„Am Ufer der Donau liegen drei große Schiffe, zur Abfahrt gerüstet, die führen gar besondere Fracht. Männer, Weiber und Kinder mit geringer Reisehabe stehen auf Deck gedrängt und senden ihre letzten Grüße hinüber in die dicht gescharte Menge am Ufer hinein in die lieben, lauschigen Heimatberge. Gefällt euch die Heimat nicht mehr? Hat das freundliche Land kein Brot mehr für euch? „Die Heimat ist uns lieb, und Brotes hatten wir genug, aber unser Glaube ist uns

lieber als die süßeste Heimat und das reichlichste Brot." — Kennst du sie nun? — Evangelische sind's, die man aus den Gegenden von Hallstatt, Laufen, Goisern und Ischl nach Linz gebracht hat, damit sie nach Ungarn und Siebenbürgen befördert würden — dort nur will man ihnen gestatten, ihres Glaubens frei zu leben. — Ein heiliger Ernst liegt auf allen Mienen, und auch das Mannesauge schämt sich der Träne nicht in solcher Stunde. Die Scheidenden haben sich aus den langen, schmerzlichen Umarmungen gelöst, die Zurückbleibenden haben die Schiffe schon verlassen müssen, das Schiff ist stromab gewendet, und die Taue, die das Fahrzeug noch am Strande halten, sind das einzige Band, das die Scheidenden noch an die Heimat fesselt — alle andern hat das blutende Herz nun gelöst. Und doch zögert das Kommandowort noch immer. Tiefes Schweigen liegt über dem Tal. Da plötzlich entsteht noch ein Bewegen und Drängen — die Menge am Ufer wird geteilt, Soldaten betreten gebieterisch das Fahrzeug und rufen den Auswanderern zu: „Wir haben Befehl, euere Kinder zurückzubehalten, damit sie nicht auch durch euere seelenverderblichen Irrtümer angesteckt, sondern im katholischen Glauben erzogen würden." Einen Augenblick starrt allen das Herzblut — dann bricht der Mütter namenloser Schmerz in den Jammerruf aus: „Aber unsere Kinder können wir doch nicht lassen" — und die Antwort ist kurz: „Nun denn, so laßt eueren Glauben." — „Aber unseren Glauben können wir doch nicht lassen," gibt der Chor

der Männer zurück. Und einige Minuten dumpfen Schweigens schwankt der furchtbare Seelenkampf herüber und hinüber. Mit einem Male schwebt aus ihrer Mitte, wie von Geistesmund angestimmt, ein wunderbarer Sang empor. Das Sturm- und Siegeslied der evangelischen Kirche: „Ein' feste Burg ist unser Gott" brauset über ihre Häupter dahin; und immer höher und immer gewaltiger schwillt die Flut der Töne ihnen ums Herz — und als sie nun zum Schluß singen:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein' Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben! —

da haben die Geister dieses Liedes sie zum Schwersten gestärkt; — noch einmal küssen die Mütter die Kleinen, dann reichen sie ihre letzte, süßeste Habe abgewandten Blickes den Soldaten hin, und als fürchteten sie, das Opfer könne sie gereuen, rufen die Väter: ‚Stoßt ab in Gottes Namen!'" — —

In Siebenbürgen haben sich diese Nachwanderer, zu denen sich auch solche aus Baden-Durlach (Schwarzwald) gesellten, neben den alten Kolonisten in ihrer Eigenart erhalten; da hört man in derselben Gemeinde „gade nocht" (gute Nacht) und „pfüeti Gott" rufen, ja in der Kirche sitzen sie auf verschiedenen Seiten, aber sie heiraten doch untereinander und fühlen sich beide als Deutsche. In den Jahren 1752—62 sind 1022 Fa-

milien nach Siebenbürgen gezogen, eine frühere Nachwanderung (1735) hatte 4—500 Siedler ins Land gebracht; sie verstreuten sich auf die Mühlbächer Gegend, Neppendorf, Großau, Broos, Petersdorf, Großpold.

In einem Patent, das die Kaiserin im Jahre 1774 erließ, heißt es u. a., die Verführer und Verbreiter der Irrlehre seien zu bestrafen, damit die „Irrungen wider den heiligen, wahren und allein selig machenden Glauben" behoben würden, und so seien die „inländischen Verführer und falschen Lehrer nach ausgestandener zweijähriger Zuchthausstrafe und bei alsdann nicht zeigender Besserung nach Siebenbürgen abzuschicken". Wie schade, daß es damals nicht hundertmal mehr solcher Sünder gab! Raum hätten sie in Siebenbürgen gefunden, und am allerwenigsten würden heute die Habsburger es bedauern, wenn der deutsche Wall im Südosten ihres Reiches stärker wäre. Daß es der großen Kaiserin wirklich gleichzeitig auch an solcher Stärkung lag, ist aus einem Reskript zu ersehen, wonach „unter die sächsischen Bürger der sächsischen Städte in Siebenbürgen nur aufzunehmen ist, wer deutscher Herkunft ist".

In dieser kritischen Zeit war es für die Sachsen von unberechenbarem Gewinn, daß sie am Wiener Hof einen Mann hatten, der sein Volk mit diplomatischem Geschick und mit dem ganzen Nachdruck einer machtvollen, in ihrer schlichten Größe imponierenden Persönlichkeit vertreten konnte. Das war der Frei-

herr Samuel von Brukenthal.*) Es ist der übereifrigen katholischen Herrscherin hoch anzuschlagen, daß sie Brukenthal trotz seines offenen Bekenntnisses zu seinem protestantischen Glauben — der Wahlspruch seines Hauses war fidem genusque servabo — ihre Gunst in solchem Maße zuwandte, wie es nie vorher oder nachher einem Sachsen gegenüber geschehen ist. Ob er nun die Beschwerde gegen den magyarischen Adel vertrat, der auf Sachsenboden Besitz- und Bürgerrecht erlangen wollte, (1452) oder ob er das unsinnige, die Sachsen ungebührlich mehr belastende Steuersystem in Wien und im Landtage bekämpfte, überall wußte er die Interessen der Dynastie, seines Volkes und des Landes in vollen Einklang zu bringen. So stieg er zur höchsten politischen Würde empor, deren ein Sachse je teilhaftig geworden: er wurde Gouverneur von Siebenbürgen. Einen Antrag Friedrichs des Großen, dem er als junger Mann in Berlin persönlich vorgestellt wurde, in seiner Armee Dienste anzunehmen, hatte Brukenthal mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß er nur seiner Monarchie und seinem Vaterland dienen wollte.

Brukenthal, der genau wußte, wie viel daran lag, daß seine Volksgenossen sich deutsche Bildung aneigneten, und in dieser Beziehung bei Maria Theresia auch

---

*) Den Adel hatte sich sein Vater durch sein loyales Verhalten dem Haus Habsburg gegenüber im „Kurutzenkrieg" erworben; Maria Theresia verlieh Samuel v. Brukenthal den Freiherrntitel.

vollstes Verständnis fand, hätte gern gewollt, daß in Hermannstadt eine deutsche Universität gegründet würde. Es ist ja nicht zu ermessen, was das für das gesamte Deutschtum in Ungarn bedeutet hätte; man denke sich nur: eine Zentrale höchster deutscher Bildung an der Grenze des Orients! Die Kaiserin zeigte sich diesem Plane auch geneigt, aber wieder war es katholischer Einfluß, der (durch den Bischof von Siebenbürgen) hemmend in den Weg trat; man fürchtete, daß der Protestantismus dadurch in diesen Landesteilen zu sehr gestärkt würde. So wurde der große Gedanke zu Grabe getragen, und wir müssen uns mit der Erwägung trösten, daß es vielleicht gerade für den innigen geistigen Zusammenhang, den das sächsische Volk mit Deutschland pflegte, gut war, daß es so kam; eine deutsche Landesuniversität in Siebenbürgen hätte wohl viele Deutsche in Siebenbürgen und Ungarn abgehalten, deutsche Hochschulen in Österreich und im Deutschen Reich zu besuchen. Als Surrogat für die deutsche Universität brachte das nächste Jahrhundert den Sachsen in Hermannstadt eine Rechtsakademie, die aber schon nach einem Menschenalter der magyarischen Unduldsamkeit zum Opfer fiel.

Brukenthal hat seinen Namen unter den Sachsen unsterblich gemacht auch durch eine Reihe hochherziger Stiftungen, unter denen das Baron Brukenthalische Museum in Hermannstadt den ersten Platz einnimmt.*)

*) Eine schöne Auslese von 40 Gemälden in Heliogravuren-Imitation ist vom Kuratorium dieser Sammlung im

Infolge der Bemühungen Brukenthals erhielt Siebenbürgen den Namen eines Großfürstentums, und der sächsischen Nation erwirkte er den Titel „inclyta“ (hochberühmte) statt des früheren „alma“ (weise). Desto jäher war der Sturz, den die Nation unter Josef II. erlebte, da sie all ihrer Rechte und ihres Besitzes verlustig, für „erloschen“ erklärt wurde. Der alles gleichmachende Eifer des Kaisers, der sich in Ungarn nicht krönen ließ, um nicht an die Schranken der Verfassung gebunden zu sein, und der durch die Einführung der deutschen Amtssprache (an Stelle der lateinischen) bei den Magyaren den lebhaftesten Widerspruch weckte, dieser Germanisator in großem Stil entzog den besten Deutschen der transleithanischen Reichshälfte die Grundlagen ihrer politisch-nationalen Existenz! — Durch das Restitutionsedikt (1790) erhielten auch die Sachsen ihre Verfassung wieder.

Josef II. hatte durch seine überstürzten Reformen, ohne es zu wollen, nicht wenig dazu beigetragen, daß die Magyaren zu lebendigerem Nationalbewußtsein erwachten; dieses erhielt neue Nahrung durch den Zug der Zeit, da Napoleon I. die Völker Europas knechtete und sie so, auch wider Willen, ihren Wert erkennen ließ. Die Erkenntnis steigerte sich bei den Magyaren

---

Jahre 1903 veranstaltet worden, eine hervorragende technische Leistung der Hermannstädter Kunstanstalt J. Drotleff (Text von Professor Csaki). Das Museum beherbergt u. a. auch eine sehr reichhaltige und wertvolle Münzsammlung.

während des 19. Jahrhunderts bis zur maßlosen Selbstüberschätzung, die ihr größter Staatsmann, Graf Stephan Szechenyi, mit dem Wort kennzeichnete: „Mein Volk wird noch an seinem Hochmut zugrunde gehen.“

Das Sturmjahr 1848 brachte Siebenbürgen die „Union“ mit Ungarn. Die Meinungen unter den Sachsen waren in dieser Frage geteilt; die einen hofften vom Freiheitssinn der Magyaren, daß sie, zur Macht gelangt, auch die Rechte und Freiheiten der andern Nationalitäten achten würden; die andern befürchteten das schlimmste von der Neuerung, und der Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Josef Teleki, gab diesen recht durch die unbedachte Äußerung, die ihm bei der Aufwartung der Behörden in Hermannstadt entschlüpfte: „Die Union sei entschieden, Widerspruch dagegen auf dem Landtag (in Klausenburg) werde nur die persönliche Sicherheit der Widerstrebenden gefährden, die Sachsen könnten höchstens Wünsche vorbringen bezüglich der Durchführung, die einheitliche Verwaltung erheische gebieterisch eine neue Einteilung der Bezirke in Siebenbürgen, also Zerreißung des Sachsenbodens, ebenso sei die magyarische Geschäftssprache ein Postulat des neuen Staatswesens.“ Die Folgezeit bewies es, daß „der magyarische Adel für die Rechte, die er nur scheinbar so selbstlos mit seinen Untertanen teilte, sich an den vielen Nationalitäten des Landes schadlos hielt und daß das Privilegium einer bevorzugten Klasse nunmehr dem ganzen magyarischen Stamm in den

Schoß fiel".*) Noch in demselben Jahre drohte Kossuth, er wolle die „Reaktion" unter den Siebenbürger Sachsen „mit Hilfe der Szeklernation in ihrer Wiege erwürgen". Bald wußten es auch die sächsischen Abgeordneten, was ihrem Volk bevorstehe; einer von ihnen, der für die Union eingetreten war und nun auf dem Pester Reichstag merkte, wie der Wind wehte, ließ nach Hause sagen, sie sollten dorten unten „Pulver und Gewehre kaufen und sich rüsten", „denn man hintergeht uns". Auch in der Wiener Hofburg wußte man nicht, welche Wendung die Dinge nehmen würden, denn der Träger der Krone versicherte einer sächsischen Abordnung: „Ich will meine treuen Sachsen, deren Besorgnisse unbegründet sind, auch ferner in ihren Rechten und Freiheiten beschützen." Man wußte in Wien noch nicht, wieviel Macht man an die Magyaren abgab und welchen unumschränkten Gebrauch sie davon machen würden.

Als dann infolge der weitgehenden Zugeständnisse an die Magyaren die Kroaten und Serben ihre vollständige Unabhängigkeit von Ungarn proklamierten, mochte es auch dem Wiener Hof bange werden vor der weiteren Entwicklung der Dinge, und daher benützte er die Bewegung unter den Kroaten, die unter ihrem

---

*) Theodor Fabini. Ein sächsischer Heldenjüngling aus großer Zeit. Von Dr. Richard Schuller. Hermannstadt 1900. Mit einer hinreißenden Kraft der Darstellung führt uns der Verfasser hier mitten in die Kämpfe jener Tage.

Banus Jellachich in Ungarn einrückten. So kam es zum offenen Bürgerkrieg, an dem sich die Rumänen und die Sachsen auf der Seite des Kaisers ihren Kräften gemäß beteiligten. So folgte — auf Antrag Kossuths — die Absetzung des Hauses Habsburg*) und nach anfänglichen Erfolgen der Magyaren deren Niederwerfung mit russischer Hilfe, die mit der Waffenstreckung des Insurgentenheeres bei Vilagos ihren Abschluß fand.

Über ein sächsisches Jägerbataillon, das sich freiwillig bildete, meldet ein Armeebefehl vom 13. Fe-

---

*) Kossuths Antrag, den er in der „Ständeversammlung" am 19. April 1849 in der Debreziner reformierten Kirche gestellt hat, lautet folgendermaßen:

„Indem das Haus Habsburg-Lothringen durch seinen Verrat, Treubruch und Waffenergreifen gegen die ungarische Nation, nicht minder durch das Wagnis, wonach es die Zerstückelung der Territorial-Integrität des Landes, Siebenbürgens und Kroatiens Losreißung von Ungarn und die Tötung des selbständigen Staatslebens mit Waffengewalt zu versuchen und zu diesem Behufe sogar die bewaffnete Macht eines auswärtigen Staates zum Morde des Volkes zu verwenden sich erfrechte, sowohl die Pragmatische Sanktion als überhaupt jene Bande, die auf Grundlage beiderseitiger Verträge zwischen demselben und Ungarn samt seinen Appendixen bestanden, mit eigenen Händen zerrissen, so wird demnach dieses treubrüchige Haus Habsburg-Lothringen von der Herrschaft über Ungarn, Siebenbürgen und alle hierzu gehörigen Länder und Provinzen hiermit im Namen der Nation auf ewige Zeiten ausgeschlossen, ausgeschieden und aus dem Gebiete des Landes und dem Genusse aller Bürgerrechte verbannt, demgemäß es hiermit im Namen der Nation als thronverlustig ausgeschlossen und verbannt erklärt wird."

bruar 1849: „Die kaum formierten sächsischen Jäger haben sich den Ruhm alter österreichischer Jägerbataillone erkämpft und verdienen, den ausgezeichnetsten Namen der Armee an die Seite gestellt zu werden."

Unter den Sachsen glaubte man zu jener Zeit, daß durch ein großes einiges Deutschland, zu dem man sich unter den damaligen Verhältnissen natürlich auch ein Großösterreich zugehörig dachte, auch ihnen bessere Bürgschaften für ihren nationalen Bestand geleistet werden könnten. Darum wendeten sie sich an die Frankfurter Nationalversammlung, die tatsächlich in Erwiderung einer Eingabe der „Sächsischen Nationsuniversität" beschloß, an den ungarischen Reichstag das freundnachbarliche Ansuchen zu stellen: „Ungarn, durch die wichtigsten politischen Interessen mit Deutschland verbunden, wolle die Sachsen in ihrer Nationalität und Munizipalverfassung ungestört lassen." Man wollte von sächsischer Seite die deutsche Zentralgewalt über die inneren Verhältnisse Ungarns und Siebenbürgens unterrichten, und deshalb wurden durch einen Sprecher der Sachsen auch im völkerrechtlichen Ausschuß des Frankfurter Parlaments entsprechende Aufklärungen gegeben. Auch der damals gegründete sächsische Jugendbund wendete sich mit zwei Adressen an die „hohen Vertreter des einen, deutschen Volkes in Frankfurt" und an „die akademische Jugend in Deutschland"; eine Abordnung sächsischer Jünglinge wurde von dieser in Leipzig und Halle, auf der Wartburg, in Heidelberg, Breslau und Berlin

stürmisch empfangen, aber man sagte sich doch auch in den Kreisen der sächsischen Jugend: „Der Himmel ist hoch und Deutschland liegt weit", und wußte, daß man sich vor allem aus eigner Kraft helfen müsse.

Diese Kraft, geistige und physische, nach jeder Richtung zu steigern, war das eifrigste Bemühen des Volksmannes Stephan Ludwig Roth, der als Opfer des magyarischen Fanatismus am 11. Mai 1849 in Klausenburg standrechtlich erschossen wurde, weil er, wie es im Urteil heißt, „statt der Bibel den Säbel in die Hand genommen, mit gezogener Waffe feindliche sächsische und walachische Horden angeführt — gegen die durch hundertjährige Gesetze gesicherte Unabhängigkeit Ungarns und das auch durch die treubrüchige Dynastie feierlichst bestätigte Unionsgesetz aufgewiegelt — nach eignem freiwilligen Geständnis den magyarischen Adel für Rebellen angesehen — als von Puchner ernannter bevollmächtigter Kommissar . . . zur Vermehrung des Söldnerheeres der Dynastie mit großem Eifer Rekruten ausgehoben" usw. usw. Tatsache war bloß, daß Roth im Auftrage des kommandierenden Generals Puchner in Elisabethstadt als kaiserlicher Kommissar Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt und bemüht war, die friedlichen Bürger zu schützen; das ist durch ein Dankschreiben der Stadt erwiesen, das sie an ihn richtete. Im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit ging er dem Tod gefaßt entgegen und lehnte, als sächsische Jünglinge in Schäßburg für eine Flucht alles vorbereitet hatten, deren Hilfe mit den Worten

ab: „Es soll nicht heißen: aus Furcht sei ich geflohen; denn dem Sachsen fehle es an Mut. Die Ehre des Sachsenvolkes steht mir höher, als das eigene Leben.“*) Als das Todesurteil an Roth vollstreckt war, da trat, wie von Augenzeugen berichtet wird, der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblickes, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme: „Soldaten, lernt von diesem Manne, wie man für sein Volk stirbt!“ — Und der Generalstabschef der Insurgentenarmee sagt in seinem Werk über den Feldzug in Siebenbürgen: „Sein Tod war eines Mannes von Bildung und festem Charakter, wie er war, ganz würdig, und man kann nur bedauern, daß so viel Geist, so viel Kenntnisse, eine solche Festigkeit des Willens und eine solch eiserne Konsequenz einer so schlechten Sache . . . zugewendet waren.“**) Nachträglich wurde die Hinrichtung St. L. Roths, wie in der „Preßburger Zeitung“ zu lesen war, von Kossuth „als ein Mißverständnis bezeichnet“ . . .

Roth war den Magyaren durch seine ganze Tätigkeit im Dienste des sächsischen Volkes verhaßt. In

---

*) Franz Obert, Stephan Ludwig Roth. Sein Leben und seine Schriften. Wien 1896. Bd. I. S. 201.

**) Bems Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Herausgegeben von Johann Czetz, vormals ungarischem General und Chef des Generalstabes der ungarischen Armee in Siebenbürgen. Hamburg, Hofmann u. Campe. S. 274.



Kronstadt.

seiner geistvollen Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“ war er dem Magyarisierungssystem scharf auf den Leib gerückt, und obendrein hatte er eine Reise nach Württemberg unternommen, um deutsche Ansiedler für Siebenbürgen zu gewinnen. Das war wohl sein größtes „Staatsverbrechen“! Als Lehrer und Pfarrer setzte er sich für die Schaffung einer Volksschullehrerbildungsanstalt ein, regte die Gründung von Fachzeitschriften für Landwirtschaft, Gewerbe, Schul- und Kirchensachen an, er war es auch, der das Turnen unter den Sachsen einbürgerte, damit ein gesundes und widerstandsfähiges Geschlecht herangezogen werde, kurzum, es gab kaum ein Gebiet der Volkswohlfahrt, auf dem er nicht tätig gewesen wäre. Gar manches Samenkorn, das er gestreut, ist erst nach Jahrzehnten aufgegangen; was er von der krankhaften Neigung der Magyaren, anderes Volkstum zu unterdrücken, befürchtete, hat sich in reichem Maße erfüllt.

In seiner Geburtsstadt Mediasch ist dem teuren Mann von seinen Volksgenossen eine Gedenksäule errichtet worden; der Eisenbahnzug führt den Reisenden daran vorüber und mahnt ihn mit bitterer Ironie an den „Freiheitskampf“ von 1848! —

* * *

Nach der kurzen Zwischenzeit des österreichischen Absolutismus, unter dem sich das Land trotz mancher Mißgriffe, die auch die politische Sonderstellung der Sachsen betrafen, einer geordneten Verwaltung erfreute, kam

es im Jahre 1867 zum sogenannten „Ausgleich“ zwischen Österreich und Ungarn, bei dem es die österreichischen Staatsmänner leider vollständig versäumten, den selbst nach der amtlichen Zählung mehr als die Hälfte der Landesbevölkerung ausmachenden nichtmagyarischen Völkern irgendwelche Garantie gegen nationale Vergewaltigung zu sichern. Zwar wurde 1868 vom ungarischen Reichstag ein Gesetz über die „Gleichberechtigung der Nationalitäten“ geschaffen, das aber gerade in seinen wichtigsten Bestimmungen nie eingehalten worden ist. Im Jahre 1876 wurde der Sachsenboden zertrümmert, in ungarische Komitate aufgeteilt und die „Sächsische Universität“, einst als „Universität (Gesamtheit) aller Deutschen in Siebenbürgen“ oberste politische Verwaltungsbehörde und oberste Gerichtsinstanz der Siebenbürger Deutschen, zu einer einfachen Vermögensverwaltungsbehörde umgestaltet, deren Verfügungsrecht immerfort angefochten und eingeschränkt ward; 1879 wurde allen Volksschulen*) der Unterricht in der magyarischen Sprache aufgedrängt, das Maß dieses Unterrichts seither im Wege von Verordnungen auf Kosten des deutschen Unterrichts immer mehr vergrößert, und 1883 durch das Mittelschulgesetz den Studierenden des höheren Lehramtes, die an Anstalten mit deutscher Unterrichts-

*) Über die Gliederung des Kirchen- und Schulwesens der Siebenb. Sachsen vgl. den Aufsatz von Fr. Reimesch in der „Deutschen Erde“ (Hsg. von Prof. Langhans, Gotha, Justus Perthes) Jg. 1904, Heft 1.

sprache wirken wollen, die Verpflichtung aufgezwungen, daß sie ihre Befähigungsprüfung in magyarischer Sprache ablegten; zugleich wurden die Lehrpläne der Gymnasien und Realschulen mit magyarischem Sprachunterricht belastet und den staatlichen Schulinspektoren die weitestgehenden Befugnisse eingeräumt. Dabei werden diese Schulen vollständig aus eigenen Mitteln erhalten, obwohl das Nationalitätengesetz in heuchlerischer Weise den Minister für öffentlichen Unterricht verpflichtet, sogar „in den Staatslehranstalten möglichst dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größeren Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt."*)

Ähnlich verhält es sich bei der Gerichtspraxis; auch dafür enthält das Nationalitätengesetz vernünftige, den Verhältnissen eines Nationalitätenstaates angemessene Bestimmungen über den Gebrauch der Muttersprache vor Gericht und bezüglich der Sprachkenntnisse der Gerichtsbeamten, — eingehalten werden aber diese Bestimmungen nicht, ja die Richter protzen womöglich mit ihrer Unkenntnis der deutschen und rumänischen Landessprachen, und bei politischen Preßprozessen

---

*) § 14 des XLIV. Gesetzartikels vom Jahre 1868. Über die weiteren Anschläge auf das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen siehe des Verfassers „Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische". München, J. F. Lehmann, 1905. S. 72 („Schulpolitik").

dürfen die beanstandeten Aufsätze den Geschworenen, die darüber urteilen sollen, nicht einmal im Urtext vorgelesen werden.*) Die „Wahrsprüche“ fallen ja dann auch entsprechend aus. Neuerdings werden die Kaufleute genötigt, in Handelsprozessen sogar Rechnungen nur in notariell beglaubigter magyarischer Übersetzung vorzulegen. Auf allen Gebieten muß man es also auch mit Geldeswert teuer bezahlen, wenn man als Deutscher leben will. Was soll man aber dazu sagen, wenn eine Advokatenkammer (in Arad) es den Rechtsanwälten zur Pflicht macht, ausschließlich magyarische Firmentafeln zu gebrauchen, weil es „mit dem Ansehen des ungarischen Advokatenstandes unvereinbar“ sei, „fremdsprachige“ Schilder zu verwenden? Und der oberste Gerichtshof, die k. Kurie, verwirft die Beschwerde der nichtmagyarischen Rechtsanwälte!

Das widerspricht natürlich alles dem Nationalitätengesetz; dies wird aber darum doch nicht abgeschafft oder geändert, weil man sich so dem Ausland gegenüber immer darauf berufen kann, wie freisinnig — auf dem Papier — in Ungarn regiert wird.

Auf gesellschaftlichem Wege, aber doch auch mit

---

*) Über Preßprozesse gegen deutsche Blätter in Ungarn und Siebenbürgen berichtete u. a. Prof. Dibelius in den Preuß. Jahrb. (Bd. 112, Heft 1) und Schulrat Dr. med. et phil. Wilhelm Rohmeder in der „Deutschen Monatsschrift“ (April und Mai 1903); Prozeßakten sind wörtlich abgedruckt in Arthur Korns „Deutschenverfolgung in Ungarn“. München 1903.

behördlicher Förderung und unter behördlichem Druck auf die abhängigen unteren Beamten und Angestellten, wird die **Magyarisierung der Familiennamen** betrieben. Das ungarische Amtsblatt veröffentlicht von Zeit zu Zeit spaltenlange Register von solchen magyarisierten Namen*); ihre Träger sind vor-

*) „Alle anderen Namensänderungen werden in der Regel rundweg abgewiesen. Die nach Tausenden zählenden Namensmagyarisierungen haben in den letzten Jahren eine solche Verwirrung geschaffen, daß es heute schlechterdings unmöglich ist, aus dem Namen irgendwelche Schlüsse auf Nationalität und Abstammung zu ziehen. Dies gilt in erster Reihe von den Politikern, und selbst die ultramagyarische äußerste Linke ist voll magyarisierter Namen. So hieß der Abgeordnete Polonyi, einer der meistgefürchteten Rabulisten der Unabhängigkeitspartei (späterer Justizminister), früher Pollatschek, der Abgeordnete Veszi, einer der übertriebensten Chauvinisten im Abgeordnetenhause, Weiß; der Abgeordnete Visontai, die juristische Autorität der Opposition, Weinnerer, die Eigentümer der beiden größten ungarischen Zeitungen, Rakosi und Legrady, Kremser beziehungsweise Pollak. Der verstorbene Präsident der Kossuth-Partei Iranyi führte den Namen Halbschuh, der Abgeordnete Morzsanyi hieß Brezlitschka, der Abgeordnete Heltai hieß Hofer, der Abgeordnete Domherr Komlossy hieß Kleinkind, der Präsident der Ugron-Partei Szederkenyi hieß Schönnagel, der Präsident Endrei hieß Engel, der Abgeordnete Gajari Bettelheim, der Abgeordnete Mezei Grünfeld, der verstorbene Csatar, einer der größten Schreier der äußersten Linken, hieß Löffelholer, der Obergespan Fenyvesi hieß Schmirkovszky, der Ackerbauminister Ignaz Daranyi hieß Grießkorn. Die Liste magyarisierter Politiker könnte noch lange fortgesetzt werden. Nicht besser verhält es sich mit den Namen der Künstler und Schriftsteller. Der bekannte Maler Munkacsi hieß ursprünglich Lieb, der Maler Philipp Laszlo

züglich Bedienstete der Post- und Eisenbahnverwaltung, die oft vor die Wahl gestellt werden, entweder ihren alten Namen abzulegen oder ihre Stellung zu verlieren. Der Innerminister Perczel hat selbst in einem vertraulichen Rundschreiben die Förderung der „heilsamen Bewegung der Namensmagyarisierung"

Laub, die Malerin Vilma Parlaghy Brachfeld, der Maler Feszty Rehrenbeck, der Bildhauer Matrai Muderlak, der Bildhauer Zala Mayer, der Komponist Mosonyi Brand, der Klavierkünstler Polonyi Pollatschek, der Komponist Konti Kohn, der Violinkünstler Remenyi Hoffmann, der Architekt Alpar Schöcke. Unter den Schauspielern wurde aus einem Fräulein Jaiteles ein Fräulein Fey, aus einer Frau Schweitzer eine Frau Helvey, aus einem Navratil ein Naday, aus einem Neuhäuser ein Ujhazi und so weiter in endloser Reihenfolge; kann man doch die wirklich magyarischen Bühnenkünstler an den 10 Fingern abzählen. Was die Gelehrten betrifft, so hieß der ehemalige Erzieher des Kronprinzen Rudolf, Bischof Ronay, früher Leininger, der Arzt Professor Koranyi Kornfeld, der Historiker Konyi Kohn, der Professor der Medizin Ketly Kettl, der Statistiker Körösi Hajduschka, der Professor der Chirurgie Reczay Katschenka, der Orientalist Vambery Bamberger, der Sprachforscher Szinnyei Färber, der Geschichtsforscher Marczali Morgenstern usw. Ja selbst die zwei Gastwirte, die in Ofenpest die beste „echte magyarische Küche" führen sollen, sind deutschen Ursprunges, denn der bekannte Restaurateur Szikszay hieß Preindl, der alte Karikas aber, aus dessen Küche sich selbst die verstorbene Kaiserin ein Mittagessen kommen ließ, um die magyarische Kost kennen zu lernen, hieß Ring. Nach alledem wird es nicht weiter auffallen, daß der Erfinder der ungarischen Tortenspezialität Dobos, ursprünglich Duntaszak, der Erfinder des besten ungarischen Champagners, Törley, aber — Schmierl hieß." („Kölnische Zeitung." Nummer 677 d. J. 1904.)

empfohlen, und in den Berichten der Gesellschaft für Namensmagyarisierung wird rühmend hervorgehoben, daß auch Schuldirektoren unter den ihnen anvertrauten Zöglingen große Erfolge in dieser Richtung erzielt haben. Die Gebühr für diesen Seelenschacher wurde vor einiger Zeit von 5 Gulden auf 50 Kreuzer herabgesetzt. Unter den Sachsen findet aber diese „heilsame Bewegung" keinen Boden.

Selbst vor der geheiligten Stätte des Friedhofes macht die nationale Unduldsamkeit nicht Halt. So wird es in neuester Zeit den Deutschen in Ofenpest verwehrt, die Grabsteine ihrer Angehörigen mit deutschen Inschriften zu schmücken.*)

Sollen wir noch vom Ortsnamengesetz reden, der letzten gesetzgeberischen Tat größeren Stils, die sich besonders gegen deutsches Kulturgut richtete? Es lohnt sich eigentlich nicht recht, da dies Gesetz doch nur als eine dumme, wenn auch bösartige Spielerei

---

*) So verstehen wir den „Wunsch" eines Siebenbürger Sachsen, Viktor Orendi-Hommenau, der in einer magyarischen Stadt Siebenbürgens gelebt:

Wenn ich einmal sterben werde,
Sei mein Friedhof deutsche Erde,
Deutsch der Boden, der dem Müden
Bringt den langersehnten Frieden.

Wenn ich auch bei meinem Grabe
Nur ein schlichtes Kreuzlein habe,
Möge dort der Wandrer lesen,
Daß ein Deutscher ich gewesen. . .

anzusehen ist. Ein Sachse wird darum doch nie sagen, er fahre nach Brassó oder Nagyszeben, wenn er Kronstadt und Hermannstadt meint. Bösartig wird allerdings diese Spielerei in der Schule, wenn der deutsche Lehrer seinen deutschen Jungen erzählen soll, daß die deutschen Einwanderer nach einem Führer Hermann die erste größere Siedlung — Nagyszeben genannt haben, oder wenn er von „Brassó", der „Stadt der Ehren", sprechen muß. Und solche Torheit muß auch noch in den Lehrbüchern gedruckt werden; der deutsche Name, der Name also, den die deutschen Städtegründer natürlich den Orten zuerst gegeben haben und der jahrhundertelang in Geltung stand, ist höchstens hinter dem magyarischen Namen bescheiden in Klammern gestattet.*) Die Presse suchen sie zu knebeln durch sogenannte Aufreizungsprozesse („Aufreizung zum Haß gegen die magyarische Nationalität"), — nun, hier in der Schule haben sie gerade auch durch das Ortsnamengesetz einen „Aufreizungsprozeß" angezettelt, der nicht zur Ruhe kommt, so lange dies Gesetz besteht.

Unter solchen Umständen wird sich gewiß das Nationalgefühl der deutschen Jugend Sieben-

*) An der Erhaltung der deutschen Ortsnamen in Ungarn kann auch jeder Deutsche außerhalb Ungarns mithelfen, indem er sie im Briefverkehr nach Ungarn beibehält. Die ungarische Post kann sich der Beförderung solcher Briefe ebensowenig entziehen, wie die italienische, wenn nach „Neapel" oder „Venise", oder die englische, wenn nach „Londres", oder die Deutsche, wenn nach „Munich" oder „Cologne" adressiert wird.

bürgens und auch im übrigen Ungarn nur immer mehr vertiefen; die fortgesetzten Nadelstiche, die der Deutsche, weil er ein solcher ist, schon von früher Kindheit erhält, bringen ihm fühlbarer zum Bewußtsein, wes Blutes er ist, als alle theoretischen Belehrungen. Und darum wollen wir nicht murren gegen das Geschick, das diesen Deutschen tägliche und schwere Opfer auferlegt; der Deutsche, der für sein Volkstum keine Opfer zu bringen hat, weiß es auch nicht zu schätzen, verlernt es, dafür zu kämpfen. Die gemeinsamen Leiden werden auch die Deutschen in Siebenbürgen ihren Stammesgenossen im eigentlichen Ungarn*) allgemach näher bringen;

*) Dr. Franz Guntram Schultheiß (jetzt Bibliothekar an der Kaiser Wilhelms-Bibliothek in Posen) hat in seiner Schrift „Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn und Siebenbürgen" (München 1898) die Vergangenheit und Gegenwart aller Deutschen des Landes und das Verhalten des Magyarentums zum Deutschtum in mustergültiger Darstellung behandelt. Trotz der knappen Form, deren er sich befleißigt, um auch den fernerstehenden Deutschen mit dem Gegenstand leicht vertraut zu machen, hat der Verfasser es verstanden, das deutschungarische Problem hier mit geradezu vollendeter Plastik zu entwickeln. Das Buch wurde natürlich sofort nach seinem Erscheinen verboten, hat aber doch noch rechtzeitig in Hunderten von Exemplaren den Weg über die rot-weiß-grünen Grenzpfähle gefunden. — Über die Verteilung des Deutschtums in Ungarn kann man sich sehr gut unterrichten auf den verschiedenen Landkarten Ungarns und Siebenbürgens von Professor Paul Langhans, die gerade aus dem Gesichtspunkt der Verbreitung des Deutschtums zusammengestellt sind. Übrigens ist auch dem Buch von Schultheiß eine nette kleine

noch verbindet sie ja kein halbes Jahrhundert lang eine wirklich gemeinsame Geschichte. Die Union Ungarns mit Siebenbürgen soll auch eine Union der 2—3 Millionen Deutschen des ganzen Landes werden, — das ist die Aufgabe ihrer nächsten Zukunft.

Wieviel Deutsche es in ganz Ungarn gibt, läßt sich genau gar nicht bestimmen. Die amtliche Zählung des Jahres 1900 sagt uns, es seien 2 135 181. Die Frage nach der Muttersprache war aber so gestellt: „Welches ist Ihre Muttersprache oder diejenige Sprache, die Sie als die Ihrige bekennen und am liebsten und besten sprechen?" In der amtlichen deutschen Übersetzung der Zählkarte hieß es dagegen merkwürdigerweise nur, welche Sprache man „am liebsten" spreche. Da kann man sich vorstellen, wie viele Menschen in abhängiger Stellung es nicht wagten, zu bekennen, daß sie deutsch „am liebsten" sprechen.*) Gestand doch das führende Ofenpester Magyarenblatt**) unmittel-

Sprachenkarte beigegeben. Die Kartenskizze, die wir unsern Lesern in diesem Buche bieten, macht natürlich gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie soll bloß eine rasche Orientierung erleichtern.

*) Professor Lassel in Kronstadt wurde vom obersten ungarischen Gerichtshof zu 300 Kronen Geldstrafe wegen Amtsehrenbeleidigung und -verleumdung verurteilt, weil er geschrieben hatte, dies Resultat der Volkszählung sei auf „künstliche" Weise zustande gekommen. Die erste Instanz hatte ihn sogar zu 2 Monaten gemeinem Gefängnis verurteilt.

**) Budapesti Hirlap vom 11. Januar 1903. In derselben Nummer des Blattes wurde voller Entrüstung gemeldet,

bar nach der Volkszählung in patriotischer Rührung, daß es nach der Aussage der Zählkommissare unter denen, die als „Muttersprache“ die magyarische angegeben haben, auch solche gewesen seien, die „magyarisch nicht einmal lallen konnten“. In der offiziellen Statistik sind aber natürlich unter den 45,4% der Landesbevölkerung, die als magyarische figuriert, auch viele Tausende solcher „Magyaren“ zu suchen.*)

Diese Deutschen in ihrer Eigenart als wertvolle Kulturelemente dem Staat zu erhalten, ist auch das Herrscherhaus berufen. In seiner Hand liegt es auch, daß im gemeinsamen österreichisch-ungarischen Heer sich die deutsche Armeesprache als wichtiges Bindemittel behaupte. Und eine Umgestaltung des die Alleinherrschaft der Magyaren sichernden Wahlgesetzes müßte den Nichtmagyaren und somit auch den Deutschen eine entsprechende Mitarbeit in der Gesetzgebung ermöglichen. Von der vernünftigen Lösung dieses Problems wird es hauptsächlich abhängen, ob die Prophezeiung des magyarischen Staatsmannes sich erfüllen soll, wonach „Ungarn nicht war, sondern sein wird“.

„man erzähle sich von einem höheren öffentlichen Beamten, daß er sich und seine Schulkinder allesamt als Serben eingeschrieben habe!“ Serbe (also auch Deutscher oder Rumäne) zu sein und Staatsbeamter erscheint nach dieser in magyarischen Kreisen sehr verbreiteten Ansicht als unvereinbar.

*) Vgl. den Aufsatz in der „Deutschen Erde“ (Heft 3 des Jahrganges 1902) „Das Deutschtum in Ungarn nach der Zählung von 1900“, und die Karte dazu.

Im Bärenland.

Wenn man von Wien oder Berlin den kürzesten Weg nach Siebenbürgen nehmen will, so fährt man von Ofenpest über Arad oder Großwardein mit dem Schnellzug durch die Pußta; so kommt man in sechzehn Stunden am äußersten südöstlichen Ende des Landes, in Kronstadt an. Das kostet zweiter Klasse ganze 20 Kronen (17 Mark). Wer recht viel Zeit hat und noch weniger Geld auf die Fahrt verwenden will, steigt in die dritte Klasse des Personen- oder „Bummelzuges" ein und erreicht dann sein Ziel um die Hälfte des Geldes; dort lernt er jedenfalls die Landesbevölkerung besser kennen, als in der internationalen zweiten Klasse, — vielleicht auch die winzige heimische Tierwelt (pulices irritantes), deren Schwärze und Raubgier der harmlose Mitteleuropäer mehr nur vom Hörensagen kennt. Aber auch Scheffeln hielt ja „manch südlich heißer Flohstich" von Italiens Gefilden nicht ab, und so bewaffnet sich denn der ostwärts Strebende vorher mit einer Flasche zuverlässigen Insektenpulvers (Zacherlin wird von den Sachverständigen besonders

gerühmt), mit dem er sich auch in den Gasthöfen des Pußten- und Karpathenlandes gern befreunden wird; bald merkt er nichts von dem kleinen Ungemach, denn ihn fesselt das bunte Sprachengewirr, das an sein Ohr klingt, nicht minder der Menschen wechselnder Typus und ihre Gewandung, ein immer mannigfaltigeres Bild, je mehr man sich dem Rande der Pußta nähert.

Die endlos sich dehnende Pußta, deren höchste Gipfel nur hier und da ein langhalsiger Ziehbrunnen oder ein rührend bescheidener Akazienbaum bilden, wird der Durchschnittsreisende langweilig finden. Wer dagegen sich vor der Größe der Natur beugt, auch wo sie mit den einfachsten Mitteln Schönheit schafft, wird begreifen, wie auch diese Heimat ihrem Bewohner unvergleichlich dünkt; ist doch auch sie, die uferlose Ebene, ein Bild der Unendlichkeit, gleich dem gewaltigen Meere, und weckt in der Menschenbrust jenes namenlose, schmerzlich beglückende Sehnen, das der Urgrund des tiefsten poetischen Empfindens ist. Und alles Heimatgefühl ist Poesie. Mußten also der Pußta nicht auch ihre Poeten werden, die ungebundensten, leidenschaftlichsten, die die Erde kennt?

> Tief gebräunt vom Sonnenbrande,
> Rotgeglüht von Weinesglut,
> Spielt da die Zigeunerbande
> Und empört das Heldenblut.

Je länger unser Blick über die glühende Fläche schweift, darin der untergehenden Sonne Feuerball

versinkt, je lebendiger steigen uns die schattenhaften Gestalten auf, die der Dichter uns fern in der einsamen Tscharda zeigt.

„Laß die Geige wilder singen!
Wilder schlag das Cymbal du!“
Ruft der Werber, und es klingen
Seine Sporen hell dazu.
Der Zigeuner hört's, und voller
Wölkt sein Mund der Pfeife Dampf,
Lauter immer, immer toller
Braust der Instrumente Kampf,

Braust die alte Heldenweise,
Die vor Zeiten wohl mit Macht
Frische Knaben, welke Greise
Hinzog in die Türkenschlacht . . .

Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern
Singen Geigen, Grabsirenen . . .

Das ist Zigeunermusik. Wir hören die Geigen weinen, dahinsterbende Töne umschmeicheln Herz und Sinne, und dann wieder wühlt der Töne Gewirr der Leidenschaften bewegtes Meer bis tief in den Grund auf. Ja, der Zigeuner ist der Pußta ureigenster Poet; dort mußte er geboren werden, dort allein verstehst du ihn ganz. Und nie fällt es dem Deutschen so schwer aufs

Herz, daß ihm der Magyaren Volk entfremdet ward, weil auch seine politischen Führer in ungemessene Fernen schweiften und den Blick für die Wirklichkeit verloren, als in den Augenblicken, wenn wir dieses Volkes Seele durch seiner bestrickenden Musik Gewalt zu uns sprechen hören. Ist es ein Wunder, wenn weichmütigere Deutsche sich von der „Grabsirenen Singen“ betören lassen? Da wirkt es dann unheimlich entnervend, des Mannes Markverzehrend, und wohl dem, der ein zweiter Odysseus der Gefahr entrinnt, wenn ihm der Dämon der Verführung naht, der ihn vom rechten Wege ablocken will. Auch in des Politikers Gewand hüllt dieser Dämon sich gerne . . .

Doch Politik wollen wir hier uns vom Leibe halten, wenn auch die Gespräche mit den Fahrgästen uns immer wieder dazu führen. — Mit einem Male erfreuen das Auge kühnere Linien; das Land der Berge kündigt sich an. Hören wir, wie es auf einen Fremden wirkt, der hier eine zweite Heimat gefunden. „Wenn ich schon,“ so schreibt ein österreichischer Offizier,*) „einen Vergleich zwischen den österreichischen Alpen und unserem transsilvanischen Grenzgebirge machen will, dann muß ich den alten Freunden untreu werden und für letztere mich entscheiden. Mächtig und massig stehen diese, fest verkeilt auf bergigem Grunde. Von

*) Aus dem Bärenlande. Kurze Bärengeschichten von R. A. v. Spieß. Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XIII. Jahrgang 1893.

ihren Gipfeln sieht man eisige Spitzen und leuchtende Schneefelder, zerklüftet sind Hänge und Täler, gewaltig und gefährlich ist jeder einzelne Block, — doch vereint ist ihr Eindruck kein so imposanter, wie der unserer absolut niedrigeren (siebenbürgischen) Alpen.

Hier erhebt sich plötzlich aus hügligem Lande ein mächtiges, zerklüftetes Randgebirge und bildet gleich einem scharfen Schwerte also die Grenze zweier Reiche. Die transsilvanischen Alpen beherrschen weithin das Land, gleich einem bunten Teppich liegt einerseits ganz Siebenbürgen zu ihren Füßen, andrerseits übersieht man Rumänien bis an den Balkan. Steil und unvermittelt fallen unsere Berge, zerrissen und wüst mit scharfen Sägegraten gegen unser Land ab, langsam und stetig, von ungeheuern Waldungen bedeckt, senken sie sich gegen die Donauebene zu.

Die mächtigen uralten Buchen und Fichtenbestände, — so fährt der passionierte Jäger fort, — sind die Schlupfwinkel unserer heimischen Wildarten. Vom gewaltigen Bären bis zur winzigen Zwergmaus sind fast alle europäischen Tierarten die ständigen Bewohner dieser Wälder. Bär, Wolf und Luchs schleichen nächtlich durch die Dickung und wehe dem armen Cioban,*) der nicht besonders wachsame Hunde besitzt, denn diese hungrigen Räuber brechen sonst über die Hürde ein und würgen und rauben, was sie erreichen können. Im Herbste erdröhnt vom Brunftplatz das Gebrüll des

---

*) Rumänischer Schafhirt.



Rumänische Bauern.

Platzhirsches, um drei- und vierfach vom kampfbereiten Rivalen beantwortet zu werden.

Das Schwarzwild gräbt nach Wurzeln und Schwämmen, und energisch schlägt das hauende Schwein rauflustige Wölfe in die Flucht. Auf zackigem Grate springt frei die Gazelle der Berge, und hoch über allem im blauen Äther schwebt der mächtige Aar, der König der Lüfte.

Gleich unsern Altvordern, die mit Speer und einer Koppel Rüden frei durch die Wälder zogen, um Fleisch und Felle nach Hause zu bringen, zieht hier der Jäger aus zu frohen Weidmannstaten, um Bär, Wolf oder Wildsau eins auf den Leib zu flicken.

Nach all diesem dürfte ein fremder Weidmann glauben, hierzulande wird einfach nur zur Jagd gegangen, das Wild erlegt und heimgebracht. Um dieser irrtümlichen Auffassung zu begegnen, muß ich erwähnen, daß wir hier mit schwierigen Verhältnissen, was Terrain und Verpflegung anbelangt, zu kämpfen haben. Genaue Terrainkenntnis, zähe Ausdauer im Ertragen von Strapazen, Unerschrockenheit in gefährlichen Situationen nebst gutem Auge und sicherer Hand sind die einzigen Mittel, die zum Ziele führen."

So führt uns unvermerkt der liebenswürdige hospes mitten in die Gebirgswelt; der anfangs, wie er selbst gesteht, nur widerstrebend die deutsche Völkerstraße nach dem Osten hinabgezogen, einer unbekannten Zukunft entgegen, wie vor achthalb Jahrhunderten die ersten, stammverwandten hospites, er ist, wie wir

sehen, nun hier ganz und gar zu Hause. Wir folgen gerne der freundlichen Einladung und steigen vergnügt aus dem von innen und außen angewärmten pustenden, fauchenden Eisenkerker aus und atmen entzückt die Luft dort oben. Der Zauber des Bärenlandes hält uns gefangen; wir suchen die Spuren der wilden zottigen Gesellen, deren Ahnen Zeugen waren der Landnahme durch deutsche Männer vom Rhein und von der Mosel. Aber sie geben sich teuer.

„Zur Sommerszeit, wenn Schafherden unsere Almwiesen bevölkern, sind Bär, Wolf und Luchs in düstern Fichten- und dichten Latschenbeständen zwischen Felsen tief verborgen. Des Nachts nur verlassen diese Raubgesellen ihr sicheres Versteck, um ein Schaf, Gemse oder Reh zu schlagen und zu würgen.

Heute war der Bär in die Hürde gebrochen. Im guten Glauben an sicheres Weidmannsheil eilt der Jäger dahin in kommender Nacht, dem kühnen Räuber für immer sein blutiges Handwerk zu legen. Am lodernden Feuer, in den Schafpelz gehüllt, sitzt er in Gesellschaft schmieriger Çobane, die unaufhörlich vom „Ursu“ und seinen bösen Taten berichten.

Mitternacht ist längst herangebrochen, das Feuer bis auf einige glimmende Kohlen erloschen, und nur das Schnarchen der schlummernden Hirten unterbricht die Stille der Nacht.

Vom langen Wachen ermattet, sucht sich endlich auch der geduldige Jäger ein Plätzchen, schiebt einen Stein als Kissen unter sein müdes Haupt und schläft

ungestört, bis das helle Lied der Drossel den kommenden Morgen verkündet. Der Bär war nicht erschienen. Vergeblich wartet man auch die folgende Nacht. Düstere Wolken bedecken die flimmernden Sterne, und tiefe Dunkelheit herrscht über Felsen und Wald. Von nächtlicher Kälte durchschauert, schürt der Weidmann noch einiges Klaubholz in die Glut und, die Büchse fest neben sich, schläft auch er endlich ein und verstärkt die kräftigen Akkorde der schnarchenden Schläfer.

Sein Schlaf ist nicht von langer Dauer. Ein wütendes Gebell, übertönt von dem Indianergeheul der Hirten, weckt ihn plötzlich aus seinen Träumen. Mechanisch greift er nach der Büchse. Kaum hat er die Augen geöffnet, sieht er beim flackernden Scheine des Feuers eine dunkle Masse über die Hürde setzen. Donnernd hallt der Schuß in den Bergen wider. Aber die auf den flüchtigen Räuber abgefeuerte Kugel schlägt splitternd in einen Fichtenstamm ein. Betroffen stehen Hirten und Jäger da. Beim Morgengrauen bringt der eine der Çobane nur blutige Hautfetzen des geraubten Schafes — die einzige sichtbare Erinnerung an die vergangene Nacht.

Nach zwei bis drei mühsam durchwachten Nächten erschöpft sich die Geduld des ausharrenden Jägers so sehr, daß er endlich auf den Herbst sich vertröstet und Petz das Feld räumt."

v. Spieß ist in Siebenbürgen als einer der allerbesten Jäger bekannt. Seine Charakteristik der Bärenjagd ist also fachmännisch im strengsten Sinn, darum

zuverlässig und, wie der Leser wohl auch findet, anziehend durch die Frische und Unmittelbarkeit in der Darstellung. Es ist kein „Jägerlatein", das uns hier aufgetischt wird, das fühlen wir aus jedem Wort. Unser Bärentöter ist übrigens in Siebenbürgen auch durch ein ganz ungewöhnliches Jagdglück bekannt. So berichtete das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" am 2. August 1906: „Hauptmann August v. Spieß erlegte auf der Orlater Gebirgsweide, der Pojnitza, einen Hauptbären, der in bezug auf Größe und Gewicht wohl das mächtigste Exemplar seiner Sippschaft ist, das in unserer (der Hermannstädter) Gegend jemals erbeutet wurde. Der riesige Bär war in der Orlater Umgebung schon beinahe eine Landplage wie seinerzeit die Drachen oder sonstigen Ungeheuer geworden. Anfangs seltener, dann immer häufiger holte sich der Gigant seinen Tribut, der im vorigen Sommer auf fünfundzwanzig Stück Großvieh anwuchs; das brachte die armen Bauern, deren Viehbestände die Tafel zu bestreiten hatten, zur Verzweiflung und bewog sie im vorigen Jahre, das Vieh vorzeitig von der Alpe herabtreiben zu lassen. Heuer wendeten sie sich an den als Bärenjäger berühmten Hauptmann, dem es noch am ehesten gelingen konnte, den Unhold zu fällen. Die Strecke eines Hauptbären! Alle Vorbereitungen, zu denen ein gut organisierter, nebenbei bemerkt ziemlich kostspieliger Kundschafterdienst gehörte, wurden durchgeführt, und bald bezog Spieß bei den gerissenen Stücken seinen Ansitz, was aus dem Grunde keine leichte Sache war,

als das Auffinden der von Meister Petz gerissenen Opfer in dem ungeheuren Waldkomplex schon an und für sich bedeutende Anstrengungen erforderte. Der Ansitz bei vier gerissenen Stücken brachte keinen Erfolg. In der siebenten Nacht beobachtete Spieß drei Füchse, die sich um Kadaverbrocken herumstritten, als ihn plötzlich das Brüllen des gewaltigen Bären und unmittelbar darauf das furchtbare Klagen eines eben gerissenen Ochsen aufschreckte. Wie sich später herausstellte, hatte der Bär in unmittelbarer Nähe des Ansitzes wieder einen einzelnen Ochsen angetroffen und in wenigen Augenblicken getötet. Da es eben Neumond und stockfinster war, verlief auch diese aufregende Nacht ergebnislos. Am nächsten Tage ließ Spieß den gerissenen Ochsen aufsuchen und bezog dann in der achten Nacht dort unverdrossen seinen Ansitz. Diesmal erreichte den Bären das Verhängnis: kaum erschien er auf dem Platze, da krachte die Büchse, und das Untier fiel auf den ersten Schuß. Es war wirklich ein Koloß: zweieinhalb Meter groß und über 200 Kilogramm schwer."

Nach solcher Vorstellung unseres Jägersmannes von unbefangener Seite wollen wir wieder ihm selbst das Wort geben, daß er uns von seinen Erfahrungen erzähle:

„So leicht sie wohl scheinen mag, so schwierig und langwierig ist oft die Jagd in unseren Bergen. Mit einer unglaublichen Behendigkeit und Kühnheit führt der Bär seinen Raub aus, wie eine Katze schleicht er an die Hürde, holt mit einem gewaltigen Satze sein

Opfer und verschwindet mit ihm, es fest im Rachen oder Pranke haltend, in Nacht und Wald. Oft trachten die Hirten im Vereine mit ihren mutigen Hunden das geraubte Schaf abzujagen; doch meist vergeblich. Denn der Bär, der sich an die Schafhirten gewöhnt hat, läßt sich weder durch Geschrei noch durch Feuerbrände von seiner Beute verscheuchen. Hirten und Jäger haben hierbei höchstens nur die Gelegenheit, das Krachen der Knochen des ergriffenen Opfers zu hören. Nicht nur, daß sich Meister Petz an Geschrei und Feuerbrände gewöhnt hat, es ist sogar öfters vorgekommen, daß Bären die schreienden Hirten angingen, in die Flucht jagten und beruhigt ihren Raub weiter verzehrten.

Im Sommer können wir die jagdlichen Erfolge auf Bären gleich Null bezeichnen.*) Tagsüber liegt

*) An großen Raubtieren wurden z. B. im Jahre 1901 in Siebenbürgen zur Strecke gebracht (auch durch Treibjagden, die von Amts wegen veranstaltet werden): 53 Wölfe, 25 Bären und 8 Luchse. Wildschweine kamen in großen Rudeln vor, im Hochgebirge auch Gemsen. Auf Büffeljagden darf sich der abenteuerlustige Reisende keine Hoffnung machen; zwar zählt man in Siebenbürgen weit über 100000 Büffel, aber das sind friedliche Haustiere. Vgl. Bielz-Sigerus, Siebenbürgen. Ein Handbuch für Reisende. Hermannstadt 1903. Das Buch ist jedem Besucher des Landes in erster Linie zu empfehlen. Sigerus führt dem Fremden das Land auch durch seine Sammelwerke „Siebenb. Burgen und Kirchenkastelle", „Aus alter Zeit" und „Durch Siebenbürgen" anschaulich vor Augen (Bilder in Lichtdruck und Mehrfarbendruck, herausgegeben vom Kunstverlag J. Drotleff, Hermannstadt).

er in tiefen, zerklüfteten, mit Legföhren bewachsenen Felspartien versteckt, um nur des Nachts seine Raubzüge zu unternehmen. Nur in den allerseltensten Fällen gelingt es da, eine Kugel so glücklich anzubringen, daß überhaupt das Ziel getroffen wird. In diesem Falle ist es eben fraglich, ob das Geschoß einen edlen Teil verletzt, das den Räuber auf der Stelle oder nahe dem Anschusse streckt. Weder mir, der ich schon sieben Jahre in unseren Bergen jage, noch unserem tüchtigsten Weidmann, Hauptmann Berger, ist es je gelungen, im Sommer bei Schafherden einen Bären zu erlegen.

Der Herbst ist die Zeit, die Braun, den Bären, an seine Sterblichkeit mahnt. Mit den Schafherden gehen auch Bär, Wolf und Luchs zu Tale, und wenn erstere auf flachen Feldern oder Hutweiden äsen, bleibt Petz nichts anderes übrig, als Buchelmast, Eicheln und saures Waldobst statt eines fetten Hammels zu verzehren. Morgen- und Abendanstand beim Ein- oder Auswechseln aus dem Reviere führen manchmal zum Ziele. Hat man einen Wechsel ausfindig gemacht, so ist es ratsam, sich einen Anstand herzurichten, wobei mit aller Vorsicht die lichten Schnittflächen der abgeschlagenen Äste zu verbergen sind, damit nicht die Aufmerksamkeit des sehr vorsichtigen Bären auf den Schützen gelenkt werde. Selbstverständlich kann ein solcher Anstand nur bei Morgengrauen oder in mondhellen Nächten einen Zweck haben.

Fraglich bleibt ein solcher Anstand immer. Mein Vater, der im verflossenen Herbste meiner Berechnung

nach den besten Stand gewählt hatte, saß 18 Abende und Morgen, ohne auch nur einen einzigen Schuß anzubringen. Der leichte Eichelfall des heurigen Jahres hatte zur Folge, daß die aus höheren Lagen herabgewechselten Bären sich gegen hochstämmige Eichenwälder zogen, um während der Nacht dort ihre Nahrung zu suchen. Leider hatte ich nur drei Tage Urlaub, doch, da ich von den Bauern günstige Nachrichten über das Einwechseln der Bären erhalten hatte, beschloß ich, von den mondhellen Nächten begünstigt, den Ansitz zu versuchen. Eine kleine Waldblöße am Kreuzungspunkte dreier Wege schien mir das günstigste Plätzchen hierfür zu sein. Der Graswuchs auf der Blöße wie in den Wegen veranlaßte mich, damit ich den etwa herantrollenden Bären hören könne, sie mit trockenem Astwerk zu bestreuen. Am ersten Abend saß ich vergeblich. Nur ein raublustiges Füchslein schnürte vorsichtig windend an mir vorüber und verschwand im dichten Unterholz.

Des klaren Himmels halber war der Abend empfindlich kalt und mit dem Entschlusse, mich beim nächsten Ansitze gegen Kälte besser zu verwahren, ging ich heimwärts. Am folgenden Tage hatte ich bereits um halb 5 Uhr abends einen Stand besetzt. Einen warmen Mantel um die Knie gewickelt, erwartete ich auf dem Feldstuhle sitzend Meister Petz oder einen borstigen Schwarzkittel. Der Mond war mittlerweile über dem Vertop (Bergspitze in den Karpathen) aufgegangen und beleuchtete mit mattem Scheine die kleine

Blöße. Ein Käuzchen schrie im nahen Buchenwalde. Der Schatten der die Blöße umgebenden Bäume wurde immer dunkler und länger, und bald sah ich nur noch die halbe Mondsichel goldig durch die Blätter funkeln. Da weckt mich plötzlich ein Rascheln im Dickicht. Mit gespannter Aufmerksamkeit, scharf nach der Richtung des Geräusches spähend, die Büchse schußbereit, erwartete ich mit klopfendem Herzen das herannahende Wild. Mein alter Bekannter, Freund Rotrock, hat wieder seinen Weg bei mir vorbei genommen. Kaum ist der schlaue Raubritter in der Dunkelheit verschwunden, da trollt mit leisem Tappen der sehnlichst erwartete König unserer Wälder aus dem Wege heran. Ohne weitere Überlegung reiße ich das Gewehr an die Backe und feure auf sechs Schritte dem durch meine Bewegung stutzenden Bären eine Kugel ins Blatt. Der dichte Pulverrauch benimmt mir die Aussicht, und nur ein fürchterliches Brüllen, das Reißen und Schlagen mit den Branken im Rasen verschaffen mir die Gewißheit, daß meine Kugel ihr Ziel gut getroffen hat.

Regungslos das Gewehr im Anschlag, saß ich nun hinter meinem Laubschirm gedeckt und erwartete, auf das äußerste gespannt, freien Ausblick.

Nach einer mir endlos scheinenden Minute verzog sich endlich der Qualm. Unmittelbar vor mir wälzte sich hilflos, vor Schmerz und Wut furchtbar brüllend, das Urbild von Kraft und Stärke. Ein sicheres Abkommen war bei dem eingetretenen Halbdunkel nicht möglich. Ich hielt mitten auf die dunkle, sich hin und

her windende Masse und gab abermals Feuer. Ein weithin erdröhnendes, markerschütterndes Wutgebrüll war die Antwort. Im Glauben, der offenbar tödlich getroffenen Bestie damit den Garaus zu machen, verschoß ich nun meine letzte Patrone. Hinter den Schirm gedrückt, war ich eben im Begriff, den leeren Drilling von neuem zu laden, als ganz unerwartet eine gewaltige Tatze das vor mir aufgesteckte Laubwerk niederschlug, und — der Bär mir schnaubend in den Ansitz stieg. Wie ein Blitz fuhr ich aus meinem Versteck. Die unsanfte Berührung mit den scharfen Krallen des wütenden Ungetüms versprach sehr unbehaglich zu werden. Zu meinem größten Glücke mußten Feldstuhl und Mantel statt meiner herhalten, die mit Zähnen und Pranken bearbeitet wurden. Ich sage nochmals zu meinem Glücke, denn in der Eile hatte ich leider eine falsche Expreßpatrone ergriffen, die weder ganz hinein noch heraus wollte. Endlich gelang es mir mit dem Weidmesser, das ich in dieser kritischen Lage aus der Scheide gerissen, die verwünschte Patrone aus dem Gewehre zu ziehen und noch zwei Kugeln dem ohnehin schwer getroffenen Tiere durch die Brust zu jagen. Diese zwei Schüsse brachten endlich den Bären zu Fall, noch einige Male stöhnte er tief, und dann lag der gewaltige Körper regungslos auf Mantel und Feldstuhl.

Hocherfreut und glücklich über den gelungenen Schuß, eilte ich zu meinem ungefähr 600 Schritte entfernten Vater, um ihn über das Vorgefallene zu ver-

ständigen. Meinen Burschen, den ich daselbst vorfand, sandte ich in die nächste Glashütte nach einem Ochsenwagen. Nach hastiger Schilderung des erlebten Abenteuers eilte ich, um die schöne Beute zu zeigen, als Wegweiser im dunklen Walde voraus. Schwerlich hätte ich aber den Platz im Dickichte so rasch wiedergefunden, wenn nicht zu meinem größten Erstaunen das dumpfe Murren des noch immer nicht gänzlich verendeten Tieres mir die Richtung dahin verraten hätte. Rasch wurde ein kleines Feuer angezündet und bei dessen hellem Scheine machte noch ein Gnadenschuß dem zottigen Tiere den Garaus. Der erlegte Bär war ein mächtiges, ausgewachsenes Exemplar, schwarzbraun mit einem weißen Ringe um den Hals. Wie außerordentlich die Lebenszähigkeit des Bären ist, beweist dieser Fall zur Genüge. Der erste Schuß hatte die Brust spitz von vorn durchbohrt und das Rückgrat quer durchschossen. Die vierte und fünfte Kugel waren von vorn durch die Brust- und Weichteile gedrungen, während der zweite und dritte Schuß nur durch das Fleisch gingen, also keine tödliche Verletzung verursachten.

Abgesehen vom Abend- und Morgenanstand beim Ein- und Auswechseln aus dem Revier, kann der Bär auch vom Baume aus erlegt werden. Zur Herbstzeit ist wildes Obst im Notfalle so ziemlich die ausschließliche Nahrung unseres Braunen. Er begnügt sich nicht, nur die gefallenen Birnen und Äpfel vom Boden aufzulesen, sondern er klettert auch ziemlich gewandt und geschickt auf tragende Bäume und bricht Ästchen für

Ästchen vom Stamme. Solche Bäume, die der Bär zu seinen Kletterübungen benützt, sind dann leicht an den zahlreichen Rissen in der Rinde und an den an den Ästen hängenden Haaren zu erkennen. Ich selbst verbrachte vier Abende auf einem solchen Birnbaum, bis es mir endlich am fünften Abend gelang, dem nichtsahnenden Bären von oben herab eine Kugel durch den Nacken zu jagen, als er eben eine Birne vom Boden auflesen wollte." —

So hat denn unser kundiger Führer uns mitten in die wildeste Romantik der transsilvanischen Alpen geführt. Wir waren es dem „Bärenland" doch schuldig, ihm gleich beim Betreten an solcher Stätte den Besuch abzustatten. Das geht natürlich, wie der aufmerksame Leser schon merkt, hier auf dem Papier wesentlich leichter, als wenn wir mit der Büchse in der Hand auf Abenteuer ausziehen. Aber auch unbewaffnet und in friedlicher Absicht darf sich der Wanderer dem Gebirge nahen. Der Siebenbürgische Karpathenverein*) geht einem gern hilfreich an die Hand; die Wege zu den bekanteren Bergpartien hat der Verein bezeichnen lassen, er stellt auch gegen mäßige Entlohnung zuverlässige Führer zur Verfügung. Wenn aber ein „deutscher Bruder" ins Land kommt, dem man's ansieht, daß ihn aufrichtige Freude an der

*) Seinen Hauptsitz hat er in Hermannstadt; am besten wendet man sich dorthin oder an eine der Sektionen (z. B. Kronstadt, Schäßburg, Bistritz), um Auskünfte über Gebirgstouren zu erhalten. Sie werden kostenlos gegeben.

Natur und ein warmes Interesse an den Stammesgenossen hierher geführt haben, so findet er gar leicht Gesellschaft, und bald wird er merken, daß auch hier „Deutschland" ist; er wird es merken an der Wanderlust, an der Art, sich des Schönen zu freuen, nicht zuletzt an den Liedern, die dann oben in der Schutzhütte des Karpathenvereins erklingen, wenn man am offenen Herdfeuer zusammenrückt und — je nach Kräften — einen Tee oder Punsch braut, der die schneidende Kälte der Augustnacht trefflich ertragen hilft.

„Ich schieß den Hirsch im wilden Forst,
Im tiefen Wald das Reh" . . .

Wie oft hat der Bonner und Tübinger und Jenenser Student in der Kneipe das „siebenbürgische Jägerlied" gesungen, — jetzt erst fühlt er es ganz mit. Unfehlbar kehrt nun „die alte Burschenherrlichkeit" wieder, und man meint wirklich im lieben Deutschland zu sein. Der Fremde aber — ist kein Fremder mehr, wenn die Einheimischen anstimmen:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft, —

Siebenbürgen, Meeresboden
Einer längst verfloss'nen Flut,
Nun ein Meer von Ährenwogen,
Dessen Ufer waldumzogen
An der Brust des Himmels ruht,

Siebenbürgen, süße Heimat,
Unser teures Vaterland
Sei gegrüßt in deiner Schöne,
Und um alle deine Söhne
Schlinge sich der Eintracht Band!

Nach altem Brauch stehen die Sänger alle bei der letzten Strophe auf und umarmen einander. Nirgends kommt in der Gemeinschaft das spezifisch siebenbürgische Heimatsgefühl zu so innigem Ausdruck wie gerade bei diesem Lied, das in einem so unmöglichen Wunsch gipfelt: alle Söhne des Landes werden wohl kaum je von „der Eintracht Band" umschlungen sein, — so schön der Gedanke wäre! Im stillen denkt wohl der Sänger auch nur an die „Sachsensöhne". Damit aber kein Zweifel darüber aufkomme, daß man hier nicht kosmopolitisch, verschwommen international gestimmt sei, läßt gewiß auch der Ruf nicht lange auf sich warten, der „wie Donnerhall", hier vielleicht vermischt mit Donnerhall, wie Sturmgewitter hinaus über Wolken und Tannenforst brauset, mit Macht in die Berge hallend und von ihnen in jauchzendem Echo wiedergegeben . . .

Bald wird es aber Zeit, der Begeisterung Zügel anzulegen, denn morgen geht's zu neuen Taten, und wer wandern will, muß vor allem — tüchtig geschlafen haben. Man sucht die einfache Lagerstatt auf und verschwindet beglückt in den wohlig wärmenden Decken; das Knistern der verbrennenden Holzscheite und das Sausen des Windes, der durch den Wald über das Dach

des Schutzhauses fegt, ist uns ein Schlaflied, wie wir es nie schöner gekannt. In der Früh bricht die sieghafte Sonne sich Bahn durch die Ritzen der Balken und Fenster, die Vögel schmettern ihre Reveille, und wir sind so rasch und frisch auf den Beinen, als hätten wir selbst im Nest auf den Bäumen geschlafen.

Verwöhntere Stadtkinder oder solche, die längere Zeit in einer Schutzhütte zubringen wollen, erhalten (z. B. auf dem Schulergebirge bei Kronstadt) wohl auch ein abgesondertes Zimmer mit bescheidenem Bett und sonstigem Zubehör, wenn sie sich rechtzeitig vorsehen; auch Essen und Trinken ist zu haben, aber ohne befrackte Kellner, die passen nicht ins „Milieu"; der schlichte rumänische Hüter oder seine Frau sind die unermüdlichen „Mädchen für alles". Man kommt doch auch in diese Höhen, um sich vom Übermaß der Kultur zu erholen!

Nur im Kurhaus „Auf der hohen Rinne", dem höchsten klimatischen Kurort ganz Ungarns (1403 Meter über dem Meere), von Hermannstadt in fünfstündiger Fahrt zu erreichen, ist für alle weitere Bequemlichkeit gesorgt. Hier kann man für wöchentlich 10—20 Kronen ein europäisch eingerichtetes Zimmer, meist mit Veranda, und für 3—4 Kronen*) täglich volle Verpflegung**) erhalten; selbst Lesezimmer,

*) 1 Krone = 85 Pf.

**) Kinder bis zu 6 Jahren zahlen ein Drittel, bis zu 12 Jahren zwei Drittel des Preises.

Bibliothek, Musik- und Spielzimmer, Kegelbahn und Tennisplatz stehen zur Verfügung der Gäste. Ein kundiger Arzt ist zur Hand, und wer das Bedürfnis hat, sich massieren, baden und elektrisieren zu lassen und außer dem gratis und in beliebigen Mengen vom Warenhaus Mutter Natur verabfolgten Tannenduft noch andre Dinge zu inhalieren, kann sich auch diese Vergnügungen leisten.

Das Gegenstück zum Kurhaus auf der hohen Rinne bildet die Sennhütte (Stina) des rumänischen Schafhirten (Çoban, sprich Tschobáhn). Hier kann man der Menschheit Urzustand studieren. In seinen langhaarigen Pelz gehüllt, — die „Wäsche" verschwindet darunter in gnädigem Dunkel! — gestützt auf seinen mächtigen Hirtenstab, steht er bei seiner Herde als Wache und teilt sich in sein Amt mit dem bissigen Köter, der sichtlich bemüht ist, den Herrn in der Kultur nicht zu übertreffen. Was dieser Sohn der Wildnis nur den ganzen Tag über denken mag?

Ob es heute noch regnet? . . . Ob der Wolf nächtlicherweile wieder einbrechen will? . . .

Damit erschöpfen sich wohl die Probleme, die sein Inneres bewegen.

Da steigt aus dem Dunkel des Waldes ein Tourist empor; wütend stürzt der Hund auf ihn los, und ein wohlwollendes Lächeln des Çobans (nur dem Kulturmenschen erscheint es diabolisch) begleitet den Treuen; im äußersten Fall ruft ein Pfiff ihn zurück. Der Wanderer wird gut tun, nur zum Schein sich zu bücken,



Rumänische Hirten im Gebirge.

als wolle er einen Stein zum Wurf aufheben. Nur in den seltensten Fällen ist es nötig, mit der Schußwaffe zu drohen, damit der Hirt den Ernst sehe und sein Teuerstes rette. Nähert man sich der Hütte, um sich gegen einen kleinen Obolus ein Glas Milch oder ein Stück Käse reichen zu lassen, dann segnet der Mann mit dem Knotenstock seinen „gnädigen" Gast und „bittet Gott den Herrn, daß er ihm gebe Gesundheit und Geld".

Wer sieht es dieser Negation aller Kultur an, daß die rumänischen Brüder unten in der Stadt mit steigendem Erfolg sich bemühen, achtungswerte Träger der Zivilisation zu werden? Dazu befähigt sie allerdings nur die erstaunliche Bedürfnislosigkeit, die man schon beim rumänischen Schuljungen beobachten kann; mit drei, vier Kameraden in einem armseligen Stübchen zusammengepfercht, lebt er von dem Speck, Zwiebel und Brot oder Mamaliga (Maisbrei), das ihm seine Mutter, die kinderreiche Bäuerin, am Markttag wöchentlich einmal vom Lande bringt, und lernt seine Schulaufgaben auf den städtischen Promenaden oder im naheliegenden Wald. Die Geringschätzung, die er in der magyarischen Schulanstalt erfährt, facht sein Nationalbewußtsein nur um so mächtiger an, und nach einem Jahrzehnt sehen wir ihn im Komitatsaal oder im Parlament, wie er den magyarischen „Herren", nun selbst ein Herr, mit mannhafter Rede gegenübersteht und für sein Volk mit Ungestüm politische Rechte fordert. Indessen mahnt der Popa (Pfarrer) seine Bauern, „im Sinn zu behalten", was man ihm Übles angetan, und

auf den Zahltag zu warten. Im Jahre 1848/49 haben die Rumänen des siebenbürgischen Erzgebirges einen Teil ihrer Rechnung von damals mit unheimlicher Genauigkeit beglichen!

Doch kehren wir zur Natur zurück; auch unter der Erde zeigt sie sich groß und reich. Das „Land voll Gold“ hat seine Bergwerke, in denen schon die Römer nach Schätzen suchten. Ihren Spuren folgen auch Deutsche „aus dem Reich“; hier bauen sie eine Zementfabrik, dort fördern sie das Edelmetall zutage, und wenn größeres Kapital mithilft, wird wohl noch mancher Reichtum in dem jungfräulichen Boden zu finden sein. Geologen träumen von einem siebenbürgischen Pennsylvanien; warum sollten nicht auch hier Petroleumquellen zu finden sein, wie jenseits der Karpathen, in Rumänien, wo dem Glückspilz, der solchen Born entdeckte, das Geld in Strömen in die Tasche fließt?

Bescheidener entquillt der Segen der Erde, wo sie S a l z w a s s e r spendet*); aber auch dies ist nicht zu unterschätzen, nicht so sehr weil es den Bewohnern hier und dort die Würze zur Speise gibt,**) als wegen der Heilkraft dieser Bäder. In Nieder-Eidisch und Zsabenicza (bei Sächsisch-Reen), in Baaßen (bei Mediasch) und Salzburg (bei Hermannstadt) — zum Teil

*) Siebenbürgen hat an 800 Salzquellen.

**) An manchen Orten tragen sich die Bewohner ihr Quantum Salzwasser von der Quelle allwöchentlich in Krügen heim.

alte aufgelassene Römergruben, die sich mit Wasser gefüllt, — haben sich viele Hunderte von Leidenden ihres Rheumatismus entledigt; ebenso im „Höllenmorast" von Kovaszna (nordöstlich von Kronstadt). An diese wundertätigen Quellen und Salzteiche knüpfen sich keine Sagen, denn das Wunder der Heilung „hier wird's Ereignis", es vollzieht sich vor aller Augen. Im Salzwasser, dessen Sole in den siebenbürgischen Bädern überall so stark ist, daß sie den menschlichen Körper trägt, läßt sich's gar lustig herumplätschern, auch wenn man des Schwimmens nicht kundig ist.

An andern Orten (z. B. Borszek, Elöpatak) gibt es reichsprudelnde Sauerwasserquellen, die den herben Landwein zum erfrischenden Getränke machen, sagen wir: überhaupt zum Getränke*); je nachdem man die Verdauung zu beschleunigen oder zu hemmen wünscht, wählt der vorsichtige Trinker den einen oder andern Säuerling.

*) „Potkave" heißt dieser saure Wein im Volksmund, angeblich weil er so sauer ist, daß er dem Pferd, wenn es ihn trinkt, auch die Hufeisen (magyarisch patkó) zusammenzieht. Das gilt aber beileibe nicht etwa von allen siebenbürgischen Weinen! Das Land „voll Rebensaft" macht seinem Namen alle Ehre. Wer daran zweifelt, setze sich im Esterhazykeller oder im Rathauskeller zu Kronstadt an ein Faß und lasse sich Proben geben, oder bestelle sich einen oder den andern Tropfen (Mädchentraube, Traminer, Steiniger, Liebfrauenmilch — sie können sich alle sehen lassen!) von Schäßburg oder Kronstadt, er wird bald Respekt bekommen vor den „Weinlein, die da fließen". Die Altvordern nahmen nicht umsonst auch die Rebe mit aus Rhein-

Zu den „Spezialitäten“ Siebenbürgens gehören natürlich auch dessen Salzbergwerke. Wer solche noch nicht besucht, versäume hier die gute Gelegenheit nicht; er kann es in Maros-Ujvar tun oder bei Thorenburg (Torda). Es ist gar appetitlich zu sehen, wie in dem sauberen Element gearbeitet wird, schöner als im Goldbergwerk. Bei Thorenburg muß er dann auch in die berühmte „Thorenburger Kluft“ eindringen, die sich etwa 15 Kilometer weit zwischen steil aufsteigenden Felswänden hinzieht, eine lange Strecke nur 5 bis 8 Meter breit. Der Besucher des Thorenburger Bergwerks kann sich auch eines imposanten Echos erfreuen, das ein zweisilbiges Wort 17 mal deutlich wiedergibt und dann sich in donnerndes Getöse verliert.*) Im elektrisch beleuchteten Bergwerk zu Maros-Ujvar aber gibt es neben andern weißschimmernden Herrlichkeiten einen prächtigen Tanzplatz mit Salzparkett und erhöhter Salzgalerie für die Musikkapelle.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, ein Reisehandbuch zu ersetzen; wer dem Lande näher treten will,

---

und Mosellaud! — Merkwürdigerweise findet übrigens in neuerer Zeit auch die Abstinentenbewegung in siebenbürgisch-sächsischen Kreisen ihren Boden, hier und dort sogar unter den Universitätsstudenten. Sie wird dadurch gewissermaßen geadelt, daß sie sich in den Dienst der nationalen Sache stellt und den Gesichtspunkt der Rassenverbesserung und -kräftigung stark in den Vordergrund rückt.

*) Auf dem Königstein (bei Kronstadt) ist im Jahr 1906 ein Echo entdeckt worden, das bei einiger Windstille ein 24-silbiges Wort deutlich zurückruft.

findet keinen besseren Cicerone als unsern bewährten, schon erwähnten Bielz.*) Nur was besonders zum Besuch des Landes reizen kann, was ihm ganz eigentümlich ist, muß hier genannt sein. Und darum können wir auch an der Eishöhle Skerisóra (sprich Skerischoare) im Erzgebirge nicht vorübergehen; sie liegt wohl etwas abseits von der touristischen Heerstraße, wenn man hier überhaupt von einer solchen sprechen darf, aber vielleicht lockt das gerade manchen, der einsamere Pfade liebt. Mitten im Fichtenwalde, auf einem 1127 Meter hohen abgeplatteten Bergrücken treffen wir, von Führern geleitet (die wir noch brauchen werden) ganz unvermutet auf eine große trichterförmige Vertiefung in der Erde (Doline) mit schroff abfallenden Felswänden, vom umgebenden Waldesdunkel in kühlen Schatten gehüllt. Aus dem 40 Meter tiefen Schlunde weht uns eisiger Hauch entgegen; da drunten bilden hohe Schneemassen, zusammengestürzte Felstrümmer und dürre Baumgerippe ein wirres Chaos, aus dem im Hintergrunde der Orkus mit weitem Rachen gähnt.**) Hier ist der Eingang zur

---

*) Natürlich tut auch der altberühmte Bädeker daneben seine ausgezeichneten Dienste; Bielz dagegen ist bodenständiger und macht durch eine Fülle von Illustrationen auch Lust zum Sehen und Gehen.

**) Bielz a. a. O. S. 40. Vergl. auch die Reiseskizzen von L. Korodi „Zum Ampoly und Aranyosch" im Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins, III. Jahrgang 1883.

Eishöhle. Dorthin klettern wir auf roh gezimmerten Leitern hinab und machen uns nun ins Innere der Höhle auf. In der Vorhalle öffnet sich links ein zweihundert Meter tiefer, jäh abfallender enger Abgrund, in dem das schmelzende Eiswasser verschwindet; ein Revolverschuß, den wir abgeben, hallt in den Tiefen schauerlich wieder. Zugleich erfahren dadurch die Männer, die, mit Äxten bewaffnet, uns hierher begleitet, daß wir nicht wehrlos sind; zwar sind es anscheinend gutmütige Leute — die trotzige Miene schuf nur des Lebens rauher Kampf, — aber wenn es doch einen gelüstete, in Hoffnung auf Raub uns hier in dieser Weltabgeschiedenheit mit einem Axthieb den Garaus zu machen, — kein Hahn würde nach uns krähen!

Weiter geht es ins Eis; die Führer hauen die Stufen. Ein Gang von 54 Meter Länge, 8 Meter Höhe und 14—24 Meter Breite zeigt uns die Natur in einer gar seltsamen Kunstwerkstatt! Eiskristalle von wunderbarsten Formen schmücken oben und unten die Wände in verschwenderischer Fülle, wie Girlanden und Vorhänge hängen die zarten Gebilde von der Decke herab, und der Schein der Fackeln, die wir mitgebracht, verleiht dem strahlenden Weiß einen magischen Glanz und weckt tausendfältiges Farbenspiel. In der „Kirche", zu der uns wieder ins Eis gehauene Stufen leiten, sieht mühelos die mächtig angeregte Phantasie einen Altar und eine sitzende, geheimnisvoll verschleierte Frauengestalt. Das schwankende, düstere Licht der

Fackeln vollendet das Bild des Mysteriums; wir sind fürwahr im innersten Heiligtum der Natur . . .

Und wie wir das Himmelslicht wieder grüßen, da fühlen wir erst die furchtbare Beklommenheit der Seele, die wir da unten in starrendem Eis, in ewiger Nacht nur ahnend empfanden. Sonne, wärmende, strahlende Sonne, was danken wir dir, du erhabene, gütige, — vielmehr, wie wenig denken des Dankes wir in der strömenden Flut deines Segens!

* * *

Die kleinen stillen Bergseen, die munter dahinfließenden Gebirgsbäche und waldumsäumten Flüßchen wollen wir nicht rühmen, obwohl gerade sie der Landschaft ihren intimen Reiz verleihen; aber das muß als Ganzes auf den Beschauer wirken. Wer etwa auf dem Rad das Land durcheilen will, findet so manche einladende Straße, die ihm leicht die Gebirgswelt erschließt — so von Sächsisch-Reen am Mieresch entlang bis zum fichtenumkränzten Borszek — und ein „Tourenbuch" weist ihm genau die Wege*); ausgezeichnete Fahrstraßen, noch in der Zeit des vielgeschmähten österreichischen Absolutismus gebaut, führen ihn auch von Stadt zu Stadt.

In den Städten erzählen uns die Bastionen, Zwinger und Mauern von wilden Zeiten der Türken-

---

*) Josef Kolbe, Radfahrer-Tourenbuch für Siebenbürgen und die angrenzenden Länder. Hermannstadt 1901.

und Tatarennot, nicht minder in den Dörfern die Bauernburgen und Kirchenkastelle. Jede Kirche ist zur Burg geworden, oft mit mehrfachem Mauerring, wo einst in Kriegsgefahr die ganze Bevölkerung hinflüchtete. Jetzt sind dort, soweit es noch angeht, friedliche Speckkammern eingerichtet. Von der hochragenden „Zinne" in Kronstadt — die Stadt mit der „heroischen Lage" hat sie Professor Harnack getauft — sehen wir zu unseren Füßen die ganze Stadt wie eine Reliefkarte, so auch von der Bergkirche in Schäßburg, und die Repser Burg in ihrer kühnen Anlage mahnt uns an die rheinische Schönburg bei Oberwesel. Hermannstadt aber, für die Sachsen auch heute eine Art nationaler Hauptstadt, zeigt uns die massige Kette der Fogarascher Gebirge, im kleinen vergleichbar dem Blick auf die Berner Alpen von der Kirchenfeldbrücke oder vom Schänzli in der Schweizer Bundeshauptstadt. In Hermannstadt versäumen wir auch nicht, das Karpathenmuseum zu besuchen, wo das Volksleben Siebenbürgens in der Bauernstube uns lebendig entgegentritt; hier, in der reichen Lichtbildersammlung des Museums und mit Hilfe des Stereoskops, hält der Besucher des Landes am besten Umschau nach dem, was er näher besichtigen will. Gewiß fährt er dann alsbald auf ein sächsisches Dorf hinaus, womöglich am Sonntag, um die Bauern und Bäuerinnen in der schmucken Volkstracht beim Kirchgang zu begleiten, die „bepanzerten Jungfrauen" — auch ein Wort Harnacks — und die Männer in den hohen, glänzenden Stiefeln



Schäßburg.

(die „Schächtigen") und im silberbeschlagenen Kirchenrock. Die Bockelnadeln und der reichbesetzte Gürtel bei den Frauen, womöglich alles in schwerem Gold gearbeitet, sind Meisterwerke altsächsischer Schmiedekunst, und die Not muß schon arg sein, wenn die Familie sich entschließt, sich vom Kostbarsten zu trennen.

Freilich nicht überall ist dieser Schmuck so wertvoll. Der Fremde wird gut tun, sich nicht nur in „Renommiergemeinden" führen zu lassen, sonst bekommt er ein falsches Bild vom sächsischen Bauernstand. Wohl unterscheidet sich überall die deutsche Siedelung in ihrer strengen Gliederung und Ordnung augenfällig von den rumänischen und magyarischen Dörfern und Gehöften, aber auch arme sächsische Gemeinden gibt es leider mehr als genug, wo die Erhaltung der deutschen Schule und protestantischen Kirche nur durch beispiellosen Opfermut möglich ist. Da geht es auch im Pfarrhaus gar knapp her, und es kommt vor, daß man in Jahr und Tag kein Fleisch auf dem Tisch sieht. So im „Hosenriemenkapitel", wie der Volksmund den Kirchenbezirk scherzend nennt, wo der Pfarrer, wenn er hungrig ist, den Hosenriemen um ein Loch enger ziehen muß, wenn er die Leere im Magen wegbringen will ... Immer aber ist der Pfarrer „der wohlachtbarwürdige Herr" und, wenn er seiner Stellung gewachsen ist, immer der Führer der Gemeinde auch in weltlichen Dingen; denn er ist auf seinem Pfarrhof frei wie ein Edelmann, und wenn er nur einigermaßen eine Persönlichkeit ist, müssen

die „weltlichen" Herren auch in der Stadt sorgen, daß sie sich nicht in Gegensatz zu ihm stellen, denn er regiert die Herzen, weil er mit dem ganzen Herzen in seiner Gemeinde wurzelt.

Wo die Armut gar groß ist, da erscheint der Gustav Adolfverein als Retter in der Not; er ist auch ein starkes geistiges Band, das mit dem übrigen Deutschtum verbindet. Darum steht er bei den „Vereinstagen", die alljährlich gegen Ende August in einer Stadt- oder größeren Dorfgemeinde abgehalten werden, im Mittelpunkt der Veranstaltungen. Kommt dann noch ein illustrer Kanzelredner „aus dem Reich", der die Festpredigt hält, oder ein andrer teurer Gast, der ein bedeutsames Wort an die Volksgemeine zu richten weiß, so ist die Stimmung allenthalben mächtig gehoben. Von den Erinnerungen solcher Tage zehren die Volksgenossen Jahre, man kann sagen jahrzehntelang. Als in Kronstadt das Honterusdenkmal (1898) und in Hermannstadt das Bischof Teutsch-Denkmal (1899) — dies ein Werk Professor Donndorfs, jenes Magnussens — enthüllt wurde, da waren von den deutschen Universitäten, gelehrten Gesellschaften, Vereinen, studentischen Korporationen usw. eine ganze Anzahl solcher lieben Gäste ins „Waldland" entsandt worden. Die Stimmung in den Tagen können wir vielleicht am besten kennzeichnen durch ein Wort des „Siebenbürgisch-Deutschen Wochenblattes" aus dem Anfang der siebziger Jahre:

„Deutschland! — wunderbares Wort! Deutsch-

land, Mutter unserer Väter, Mutter unserer Sprache, unseres Glaubens, unserer Bildung. Deutschland! wie klingt das Wort wie Heimatsklang herein in unsere Berge. Heimatland unseres Geistes, Deutschland, unser bürgerliches Heimatland bist du nicht und wirst es niemals werden. Eine andere Heimat hat uns Gott gegeben, in ihr zu leben, sie zu lieben und in ihr zu sterben. Seit Jahrhunderten stehen wir hier als Bürger eines vielsprachigen, der überwiegenden Mehrzahl seiner Bewohner nach nicht deutschen Staatswesens. Und ungeachtet der Stürme der Jahrhunderte hat die Weisheit und Kraft der Väter es verstanden, hier ein bescheidenes deutsches Gemeinwesen aufzurichten und zu erhalten bis auf diesen Tag. Fluch der Hand, die es wagen könnte, dies heilige Erbe der Väter gering zu halten, es anzutasten oder leichtsinnig zu verprassen."

So wahr bleibt auch das Wort der achtziger Jahre, das damals deutlich Feind und Freund zu wissen gegeben ward, als das sächsische Volk mit den Demonstrationen, die in Ungarn gegen den Allgemeinen deutschen Schulverein in Szene gesetzt wurden, abrechnete, das Recht auf die Güter wahrend, die ihm seine Zugehörigkeit zur Mutter Germania sichern:

„Uns graut auch nur vor dem Gedanken, daß wir oder unsere Nachkommen jemals diese Güter aufzugeben verächtlich genug sein könnten."

Sächsische Selbsthilfe.

„Feindes Lob klingt." Wenn die Siebenbürger Sachsen im magyarischen Volk auch nicht einen Feind sehen — die feindselige Politik, von der sie bedroht werden, machen ja nur die nach patriotischen Lorbeeren lüsternen magyarischen Advokaten und Adligen, — so ist der Magyare (noch mehr der Rumäne!) immerhin ein wirtschaftlicher Nebenbuhler, vielleicht auch Neider, und darum ist eine Anerkennung, die den sächsischen volkswirtschaftlichen Bestrebungen von dieser Seite zuteil wird, doppelt beachtenswert. Lassen wir uns also von einem Magyaren einiges erzählen über die sächsische Volkswirtschaft, mit deren Gedeihen der nationale Bestand aufs engste verknüpft ist. In dem Ofenpester Blatt „Az Ország" (Das Land) war hierüber u. a. folgendes zu lesen*):

„Wenn wir die wirtschaftliche Entwicklung der Siebenbürger Sachsen mit der der herrschenden Volks-

*) Übersetzt im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" vom 31. Juli 1906.

rasse, mit der magyarischen vergleichen, müssen wir hinsichtlich der letzteren zu betrübenden Erfahrungen gelangen. Wir sehen u. a., daß, während die Magyaren zu Hunderttausenden eine bessere Heimat suchen, als wenn sie dieser tausendjährigen Wohnstätte schon satt wären, und ihre Reihen die Unvernunft, die Unreife löste und zerstörte, die Handvoll Leute des Sachsentums bei viel schlechteren natürlichen Lebensbedingungen fortkommt, — prächtig fortkommt. Ihre Erstarkung ist so handgreiflich und so einfach, daß es wahrlich unbegreiflich ist, warum nicht auch wir in ausgebreiteterem Maße die Mittel anwenden, die ihnen zum Wohle dienen. Denn womit haben die Sachsen es erreicht, daß bei ihnen im allgemeinen jeder Mensch sein Auskommen findet? Mit nichts anderem, als indem sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit und das wirtschaftliche Fachwissen entwickelten.

Das nicht ganz eine Viertelmillion zählende Volk der Siebenbürger Sachsen ist mit allen den Einrichtungen ausgestattet, die den Zwecken der allgemeinen und speziellen Volksbildung dienen. Ungeachtet dessen, daß diesem kleinen Völkchen, dem nicht mehr Menschen angehören als einem größeren magyarischen Komitat, über fünf achtklassige Obergymnasien, je eine Ober- und Unterrealschule, zwei Untergymnasien, eine Lehrerbildungsanstalt, mehrere Bürgerschulen, drei landwirtschaftliche Schulen, zehn Lehrlingsschulen u. a. m. zur Verfügung stehen, die sie alle aus eigenen Mitteln erhalten, hat jedes sächsische

Dorf seinen Klub der Landwirte mit gut eingerichteter Büchersammlung. Wie weit sind wir Magyaren von diesen großangelegten Volksbildungseinrichtungen entfernt!

Wahr ist es, daß die Sachsen rechtzeitig dazu getan haben; und sie haben es vernünftig angefangen. Worauf wir gar nicht gedacht haben, darauf sind die Sachsen mit richtigem Scharfsinn schon vor Jahrzehnten gekommen. Als der siebenbürgisch-sächsische landwirtschaftliche Verein im Jahre 1872 die Hermannstädter Bodenkreditanstalt gründete, hat er es sich in deren Satzungen ausbedungen, daß aus dem Reineinkommen der Anstalt der Verein 10 v. H. beziehe; außerdem aber wird er auch anderer Spenden teilhaftig. Diese Unterstützung ist eine so bedeutende, daß sie wahre Anerkennung verdient. Im Jahre 1904 betrug sie nicht weniger als zweiunddreißigtausend Kronen. Wo stünden unsere das Leben fristenden volkswirtschaftlichen Organisationen, wenn sie von den durch sie gegründeten Geldinstituten und Industrieunternehmungen eines ähnlichen Gewinnes teilhaftig würden! Aber leider verwenden unsere Geldinstitute in den meisten Fällen nicht ein Krümchen zur Hebung des wirtschaftlichen Aufschwunges, obgleich ihre größte Kraft darin wurzelt, daß der Landwirt auf Darlehen angewiesen ist.

Der siebenbürgisch-sächsische landwirtschaftliche Verein übertrumpft in vielen Hinsichten selbst die Landesvolkswirtschaftlichen Organisationen. Um nur

ein Beispiel anzuführen, gibt er zur Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse ein Wochenblatt heraus, das in nahezu 8000 Exemplaren erscheint. Ein magyarisches landwirtschaftliches Fachblatt erscheint in so großer Auflage unseres Wissens nicht.

Der landwirtschaftliche Verein der Sachsen weist große Erfolge auf in der wünschenswerten Einführung der westlichen Hornviehgattung. Die Zahl der zweifarbigen Rinder hat in den letzten zehn Jahren um anderthalb Hunderttausend Stück zugenommen, natürlich auf Rechnung der älteren ungarischen (weißen) Rasse. • Die zweckentsprechende Verwendung des Düngers trachtet der Verein dadurch zu fördern, daß er Geldprämien hierfür verteilt. Er verwendet bedeutende Summen auch darauf, daß er einzelne Genossenschaften von Landwirten bei der Anschaffung von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten unterstützt. Auf diese Art hat er es mit einem Schlage ermöglicht, daß in den in dem Wirkungskreis des Vereins stehenden 230 Gemeinden die nützlichen landwirtschaftlichen Maschinen Verbreitung finden.

Die Hauptaufgabe der vom Verein ausgebildeten Wanderlehrer besteht darin, die stufenweise Entwicklung des Sachverständnisses im Volke zu fördern. Um nur eines zu erwähnen, errichten sie sogar 14tägige landwirtschaftliche Buchhaltungslehrkurse, deren Erfolge nach ihren Berichten sehr gut sind. Auf die vollendete Entwicklung des ökonomischen Sinnes deutet aber auch die Tatsache, daß sich der Verein damit nicht begnügt,

daß er z. B. im Jahre 1904 mehr als zehntausend Obstbaumpfröpflinge unentgeltlich verteilt hat, sondern seine althergebrachte Tätigkeit auch in der Art fortsetzt, daß er die auf den Hutweiden massenhaft vorkommenden wilden Obstbäume durch geschickte Arbeiter pfropfen läßt. Dort, wo man für die ökonomische Erziehung des Volkes in dieser Weise Sorge trägt, dort kann eine Entwicklung stattfinden und ist auch eine zu finden. Es kommt unter den Sachsen nicht vor, was bei uns auch heute noch keine Seltenheit ist, daß der teure Sprößling des Obstbaumes ohne Erbarmen abgeschnitten und als Peitschenstiel seine frühe Laufbahn beschließt.

Lernen wir von den Sachsen, wie man zusammenhalten muß, und wie man das Volk zum Guten, Nützlichen erziehen soll, dann wird die aufgeregte Stimmung bei den Magyaren eine seltene, der Verdienst ergiebiger werden, und man wird in der Zukunft auf besserer Grundlage ein besseres Fortkommen finden.

Eine Haupttriebfeder des wirtschaftlichen Emporkommens der Siebenbürger Sachsen war die Geltendmachung des genossenschaftlichen Gedankens. In den sächsischen Gemeinden haben nach dem vorjährigen Bericht schon 114 Raiffeisensche Kreditgenossenschaften gewirkt. Die Anzahl ihrer Mitglieder betrug 8264, der Wert der Geschäftseinlagen war 199 445 Kronen Die Summe der auf Wechsel und Schuldscheine ausgefolgten Darlehen überstieg fünf Millionen Kronen.

Die Summe der Spareinlagen betrug 3 284 991 Kronen. Sie haben einen Reservefonds von einer Viertelmillion Kronen gesammelt und haben auch ein moralisches Band unter den Genossenschaften geschaffen. Die meisten Genossenschaften funktionieren tadellos, und nur einige fanden sich, die mit Verlust ihr Jahr abschließen mußten. Die Kellergenossenschaften haben, allgemeiner Erfahrung gemäß, auch dort nicht die erwarteten Erfolge gehabt.

Im Verlaufe des vergangenen Jahres hat die Leitung der Genossenschaften einen lebhaften Anschluß an den sächsischen landwirtschaftlichen Verein geschaffen, indem sie darin übereinkamen, daß hinfort die Errichtung der Kreditgenossenschaften, das Inslebenrufen von Tierversicherungs-, Grundanschaffungs-, Keller-, Dampfpfluggenossenschaften, ferner die Aufstellung von verschiedenen Produktengenossenschaften dem Wirkungskreis der Zentrale der Raiffeisenschen Genossenschaften einverleibt werde. Bezüglich der Milchgenossenschaften gehen sie mit dem landwirtschaftlichen Verein gemeinsam vor und letzterer übernimmt die Aufsicht.

Infolge eines Beschlusses der letzten Genossenschaftshauptversammlung entstehen in den sächsischen Gemeinden auch Konsumgenossenschaften, und wie leicht es hier ist, gutes zu wirken, zeigt die Tatsache, daß es in kurzem Zeitraum gelungen ist, mehr als vierzig Konsumgenossenschaften zu errichten. Es ist aber wahrscheinlich, daß demnächst jede Gemeinde ihre

Konsumgenossenschaft haben wird, so wie in keiner der Klub der Landwirte fehlt.

Wir müssen erröten, so schließt das magyarische Blatt, wenn wir diese schönen Zeichen des wirtschaftlichen Fortschrittes sehen, auf der anderen Seite aber gezwungen sind, das unfähige Siechtum des Magyaren in dieser Hinsicht zu betrachten. Während jedoch der landwirtschaftliche Verein der Sachsen bei einer Seelenzahl von weniger als einer Viertelmillion viel mehr als 10 000 Mitglieder aufzuweisen imstande ist und seine Wirksamkeit ohnegleichen rege ist, gibt ein Teil unserer landwirtschaftlichen Vereine kaum ein Lebenszeichen von sich und verkümmert mit seinen wenig Hunderten von Mitgliedern allerdings neben den Sachsen zu einem Nichts." —

Das Bild, das uns hier der magyarische Gewährsmann entwirft, ist im ganzen treu; besonders die segensreiche Tätigkeit der Raiffeisenschen Genossenschaften ist richtig eingeschätzt.*) Um ihr Zustandekommen hat sich besonders der Direktor der Hermannstädter Sparkasse, auch der langjährige politische Führer der Sachsen, Dr. Karl Wolff, verdient gemacht. Immerhin hat der Verfasser in der bestimmten Ab-

*) In den ersten 20 Jahren seiner Tätigkeit (1886—1906) hat der Verband 4 Millionen Kronen (3 400 000 Mark) durchwegs bei kleinen Sparern eingesammelt und mit einem Aufwand von mehr als 2 Millionen Kronen den sächsischen Bauern 10 000 Joch (1 Joch = 43,16 Ar) Boden erhalten. („Kirchliche Blätter" vom 26. September 1906, Hermannstadt.)



Sächsische Bauersfrau im Sonntagsstaat.

sicht, seine Landsleute anzuspornen und von ödem Politisieren und Großtun abzulenken, die Lage der Sachsen in einigen Punkten zu rosig geschildert. Falsch ist die Behauptung, daß der Sachse überall „prächtig fortkommt"; in vielen Gemeinden kann er sich dem Rumänen gegenüber wirtschaftlich nur mit äußerster Kraftanstrengung behaupten, und es fehlt leider Gottes auch durchaus nicht an solchen, die der Heimat den Rücken kehren und im benachbarten Rumänien oder in Amerika ihr Glück versuchen. Für die Zurückbleibenden ist es nur ein schwacher Trost, daß die Auswanderer auch in der Fremde ihr Volkstum behaupten, ja dort ihre eigenen nationalen Organisationen schaffen, — für das sächsische Volk sind sie doch verloren, denn nur wenige kehren, wenn sie zu Wohlstand gelangt sind, zurück, um daheim die Früchte ihrer Arbeit zu genießen.

Oft fehlt es, besonders unter den Gewerbetreibenden, auch am rechten Unternehmungsgeist, — nur das Fabrikwesen entwickelt sich kräftiger, zieht aber dadurch auch fremdes Proletariat groß, da es dem Sachsen widerstrebt, als Fabrikarbeiter sein Brot zu verdienen, — aber der sächsische Handwerker ist im allgemeinen heute noch schwerfällig, denn durch die strenge Abgeschlossenheit in der Zunft war er auch an den Kampf gegen den mannigfachen Wettbewerb nicht gewöhnt; man war bequem geworden.

Immerhin entwickelt sich in neuerer Zeit die wirtschaftliche Selbsthilfe unter den Sachsen auf verschie-

denen Gebieten mehr und mehr; in den sächsischen Städten, deren Gewerbestand einen schweren Kampf ums Dasein führt, sind Arbeitsvermittelungsstellen für Volksgenossen eingerichtet, neuerdings schließen sie sich auch in Österreich und im deutschen Ausland zu diesem Zweck und zur Pflege des Heimatgefühls zusammen, so in Wien, Graz, Berlin, Stuttgart, München und Frankfurt a. M.

Die nationale Selbsthilfe betätigt sich, direkt und indirekt, in der Heimat immer auch im Dienste von Schule und Kirche. Musterhaft sind in dieser Beziehung die größeren Geldinstitute in Hermannstadt und Kronstadt, deren Aktionäre auf jeden persönlichen Gewinn in der selbstlosesten Weise verzichten und dadurch die Unterstützung der nationalen Kultureinrichtungen nachdrücklichst fördern. Wenn sie dieser Unterstützungen, wozu sich allerdings auch reichliche Dotationen der „Sächsischen Universität" gesellen, entbehren müßten, so wäre ihnen ein gut Stück Existenzgrundlage entzogen.

An dieser Stelle muß auch der vielen hochherzigen Männer und Frauen gedacht werden, die ihr Vermögen teilweise oder vollständig gemeinnützigen nationalen Zwecken widmen. Der Sachse ist gewöhnt, auch das Volk als Ganzes an seinem Wohlstand teilnehmen zu lassen; auch weniger Bemittelte schenken gewohnheitsgemäß bei familiären Anlässen etwas für Schule oder Kirche, für Arme, Kranke und Waisen an die sächsischen Vereine, die einen sehr wesentlichen Teil der na-

tionalen Organisation darstellen. Das kulturelle Rüst- zeug eines ganzen Volkes zu tragen, ist eben für eine Viertelmillion Menschen eine Aufgabe, an deren Er- füllung alle teilnehmen müssen. Das ist eine „allge- meine Wehrpflicht", die ihre Soldaten von jedem Stand, Alter und Geschlecht fordert.

Aus dem Reiche der Volkskunde.

Das Leben, auch das eines Volkes, ist Kampf; aber nur Kampf darf es nicht sein, sonst verzehren sich die Kräfte. Und wenn wir Völker ganz kennen lernen wollen, müssen wir sie auch im harmlosen Alltag beobachten, wie sie nach getaner Arbeit sich unterhalten, wie ihre Phantasie tätig ist bei Scherz und Spiel und wie sich in Brauch und Sitte ihre Eigenart zeigt. Die Welt der Sagen und Märchen gibt uns oft wichtigeren Aufschluß über den Volkscharakter als die Geschichte, weil dort die Seele des Volkes unbefangener und nicht so gehemmt durch äußere Einflüsse schafft.

Wer das sächsische Volk nach dieser Richtung kennen lernen will, findet reichlichen Stoff in den gesammelten Märchen und Sagen und in den Schriften, die sich mit Volkskunde im engeren Sinne beschäftigen.*)

---

*) In erster Linie sind an dieser Stelle zu nennen: Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 4. Aufl. Mit zahlreichen Illustra-

Da ergeben sich natürlich die mannigfaltigsten Berührungen mit Sitten, Sagen und Märchen, die noch aus der alten Heimat mitgebracht und hier bloß umgebildet wurden oder in drastischerer Form erhalten blieben. Wenden wir uns darum mehr dem spezifisch Siebenbürgischen zu.

Am bekanntesten ist wohl die Geschichte „Wie Gott die Siebenbürger Nationen schuf.“ Das geschah also:

„Da Gott der Herr seinen Fuß nach Siebenbürgen hereinsetzte, sprach er die Worte: „In dieses gespaltene Land der drei Anfangsflüsse will ich drei Völker setzen.“

Er stieß mit dem Stab den Kieselstein an, der am Wege lag, und sagte: „Keljfel Jancsi“ (ma-

---

tionen von E. Peßler. Hermannstadt 1885. — Dr. Friedrich Müller, Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 1885. — Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien, 1885. — Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. 3. Aufl. Hermannstadt, 1885. — „Korrespondenzblatt des Vereins für siebenb. Landeskunde“ (monatlich erscheinend, herausgegeben von Dr Adolf Schullerus) und desselben Vereins „Archiv“ (Hermannstadt). — Ferner enthalten eine Fülle wertvollen Stoffs die Lesebücher für die Gymnasien und Realschulen von Professor Dr. Oskar Netoliczka (dem Verfasser des auch an reichsdeutschen Anstalten eingeführten „Lehrbuchs der Kirchengeschichte für höhere Lehranstalten“, 7. Aufl., Göttingen 1906) und Gymnasialdirektor Dr. Hans Wolff. Hermannstadt 1895—1902.

gyarisch: Steh auf, Hänschen!) Der Szekler sprang daraus empor und rief: „Ih teremtette!“ (magyarischer Fluch).

Ein Lehmkloß war nicht weit davon, und Gott der Herr redete zu ihm mit den Worten: „Stôt af Mächel!“ (Aufstehen, Michel!) Der Sachse erhob sich die Augen reibend und sprach: „Hoi, wat gid et, Här foter?“ (Heda, was gibt es, Herr Vater?) Und weiter des Weges lag auf dem Gras ein Käbesch (Kuhfladen), den Gott der Herr mit dem Fuß berührte, sprechend: „Skoalete român!“ (rumänisch: Steh auf, Rumäne!) Der Walach stand auf, und tief verbeugt fragte er: „Tsche poruntsest, supân?“ (Herr, was befiehlst du?)“

Das Gegenstück dazu bildet die Geschichte, „wie die Siebenbürger Christum vom Kreuz befreien wollten“:

„Da sie in Siebenbürgen das Schreckliche vernahmen, die Juden hätten Christum gekreuzigt, traten die Nationen zusammen und berieten, wie sie den Heiland vom Kreuze befreien sollten.

Der Szekler sprach: „Schlagen wir die zwei römischen Söldlinge nieder, die das Kreuz bewachen!“

Der Sachse meinte: „Das ist nicht erlaubt; reichen wir beim Herrn Statthalter Pilatus eine Bittschrift ein, daß er Christum freigebe.“

Der Walach sprach: „Gebt euch Ruh bis zur Nacht, dann stehle ich ihn vom Kreuze.“

Ein Sächsisch-Reener Spruch charakterisiert den Magyaren, Rumänen und Zigeuner so:

Der Onger, Blöch uch der Zign,
Döt sai guor lastich leut:
Der Jantschi flacht de gönze Döch,
Der Moi gît mät dem botu nöch,
Der Kere, dier gît naktich.

Der Ungar, Wlache und Zigeuner
Das sind gar lust'ge Leut:
Der Jantschi (Magyare) flucht den ganzen Tag,
Der Moi (Walache) geht mit dem Klüppel noch,
Der Zigeuner, der geht nackig.

Viel beschäftigt sich der Volkshumor bei den Sachsen mit dem Zigeuner, der nur am Ende des Dorfes sich niederlassen darf, gewöhnlich aber als „Schatterzigeuner" (Zeltzigeuner) von Ort zu Ort zieht, hölzerne Löffel verkauft und Kessel flickt, noch lieber — Pferde stiehlt. Diese besonders fatale Eigenschaft wird in der Erzählung begründet, „wie der Zigeuner einen Kürbis ausbrütet und warum er Pferde stiehlt und steinreich ist":

„Ein Zigeuner kam einst auf einen Jahrmarkt und sah hier zum ersten Male große Kürbisse. „Wai de minje!" (Wehe mir!) rief er verwundert und machte große Augen, „was sind denn das?" Der Verkäufer, ein Schalk, sah gleich, mit wem er es zu tun habe, und sprach mit ganz ernster Miene: „Fülleneier!" „Wai domnule! (Wehe, Herr!) Jetzt begreife ich Dummkopf, warum die jungen Füllen meist so rot sind,

nun von den roten Eiern, von was denn sonst," rief er freudestrahlend, und der Mund wässerte ihm nach dieser Seltenheit. Er bat den Mann, er solle ihm doch auch eines verkaufen, daß er ein Pferd bekomme. „Ja, das kannst du nicht bezahlen, das ist für dich zu teuer," sprach der Verkäufer, setzte aber sofort hinzu: „freilich, wenn du ein Ei kauftest und brütetest das aus, so würdest du ein steinreicher Mann werden; denn das Füllen würde wieder Füllen bekommen und diese wieder, und alle diese Füllen verkaufst du um teures Geld." „Was verlangst du denn dafür?" sprach der Zigeuner mit Eifer. „Einhundert Gulden, und davon lasse ich keinen Kreuzer nach, und eines gebe ich nur gerade dir, weil du es bist; du darfst aber niemandem von unserem Handel etwas sagen; nur schnell, bedenke dich, ehe jemand kommt!" „Topp!" schlug der Zigeuner dem Verkäufer in die Hand. „Es ist zwar viel Geld, allein das Füllen wird es ja zurückbringen. Aber wie soll ich das Ei denn ausbrüten?" Der Schalk sprach: „Du gehst ganz allein auf einen einsamen Berg, wo dich niemand sieht; hier legst du das Ei auf die Spitze nieder und sitzest darauf so lange, ohne dich auch nur einen Augenblick zu rühren, — denn sonst ist alle Mühe umsonst, — bis das Füllen herausspringt." Der Zigeuner zählte sogleich die hundert Gulden auf, nahm ein vermeintliches Füllenei, versteckte es auf die Mahnung des Verkäufers, damit niemand etwas merke, und lief überglücklich davon und stracks auf einen einsamen Berg, den er wohl kannte,



Zigeunerin und Tochter.

setzte sich hier sogleich auf den Kürbis und brütete. Zwei Tage lang hielt er es aus, ohne sich zu rühren, denn Mundvorrat hatte er sich mitgenommen, am dritten Tage aber sprang er auf und etwas seitwärts, um etwas zu verrichten, was man nicht sagen darf; sofort rollte der Kürbis bergab in ein Gesträuch und husch! rannte ein aufgestöberter Hase aus diesem heraus. Der Zigeuner meinte, das sei das Füllen, das eben aus dem Ei herausgesprungen, und lief dem Hasen nach. „Mutschi, Mutschi!“ rief er seinem Füllen, dann pfiff er, wie man Pferden pfeift, und rief wieder: „Mutschi, Mutschi, komm her, ich bin dein Vater!“ Doch der Hase kehrte nicht um und war bald über alle Berge. „O weh, o weh! mein Pferd, mein Pferd, warum bist du mir fortgelaufen, du kostest mich ja hundert Gulden!“ so rief er untröstlich einmal über das andere, doch war alles umsonst.

Darum aber glaubt bis zum heutigen Tage der Zigeuner, wenn er irgendwo im Gebüsch ein Pferd sieht, es sei sein Füllen, das er ausgebrütet habe, und eignet sich es, kann er es nur irgendwie erhaschen, an, schwingt sich darauf und sprengt — hast du nicht gesehen! — davon und kein Mensch kann ehrlicherweise sagen, er habe es gestohlen; es kostet ihn ja seine hundert Gulden und — steinreich ist der Zigeuner noch immer.“

Die Geschichte vom „Füllenei“ erinnert übrigens an eine Bemerkung Gustav Freytags in seinen „Bil-

dern aus der deutschen Vergangenheit" über den Ort Wasungen und seine Ratsherren, die ein solches Füllenei ausbrüten sollten.*)

Aber die Zigeuner erfreuen sich auch des Schutzes der Vorsehung, das beweist uns folgendes:

„Die Korterar oder Zeltzigeuner beklagten sich einst bei unserem Herrgott, daß sie gegen andere Menschen so schlecht von ihm bedacht worden, da sie nicht einmal warme Häuser hätten, um vor Wind und Kälte geschützt zu sein; sie baten ihn, er möge ihnen doch wenigstens zwei Sommer auf einen Winter geben. Unser Herrgott sagte ihnen gnädig die Erfüllung ihrer Bitte zu, doch müsse eine Ordnung sein: jetzt sei Sommer, dann folge der Winter, hernach solle gleich wieder der Sommer kommen.

Gerührt dankten sie unserm Herrgott, und so freuen sie sich noch heute, daß sie auf einen Winter zwei Sommer haben."

Wie die einzelnen Völker sich gegenseitig hänseln, ohne es dabei böse zu meinen, so tun es auch die verschiedenen Ortschaften untereinander; der Ursprung der Neckereien ist oft nicht zu erkennen. So weiß man nicht, was für eine Dummheit die Fogarascher begangen haben, aber der „dumme Kerl von Fogarasch" ist ihnen hängen geblieben. Die Hermannstädter aber sind die Hoffärtigen und Glatten und — die „Stieglitzfresser", denn sie sollen aus lauter Vornehmheit Stieglitze mit Kraut gekocht haben.

---

*) Haltrich-Wolff a. a. O., S 116.

Die Kronstädter gelten als die Reichen und Stolzen. Es heißt wohl im Sprichwort „Kronstadt voran!“ aber man sagt auch, sie wollten immer eine „Extrawurst“ haben. (Daher: Coronenses coronerant!) Sie führten auch von alters her mehr oder weniger ein Dasein für sich; sagte doch noch vor nicht zu langer Zeit der Burzenländer Bauer, wenn er in einen anderen Sachsengau zog: „Ech fuere kë Siweberjen“ (Ich fahre nach Siebenbürgen).

Den Marienburgern (bei Schäßburg) ist besonders übel mitgespielt worden. Ihnen hatte ein Schelm aufgebracht, sie hätten ihre Kirche vom Berge ins Dorf schaffen wollen. Da kam ein Fremder und erbot sich, die Kirche hinabzutragen. Sie bewirteten ihn trefflich. Dann lehnte er sich an die Kirche und forderte sie auf, ihm die Kirche auf den Rücken zu heben. Sie stellten sich an die Rückseite des Hauses, schoben, was sie konnten, den ganzen Tag lang; indessen ging der Fremde unbemerkt, woher er gekommen war, und ist nicht wieder gesehen worden.

Ähnlich ist es auch den Szeklern (Siebenbürger Magyaren) gegangen, wie sie „den Mond aus großer Wassersnot retteten“:

„Mehrere Szekler lagen einmal unter den bekannten einfachen Kobern ihrer Wagen und schliefen. Sie konnten das wohl tun; denn ihre kleinen treuen Pferde gingen auch ungemahnt, des Weges kundig, rüstig vorwärts. Als sie an den Mieresch bei Reen angelangt waren, lenkten sie in das ihnen im Mond-

schein entgegenblinkende klare Wasser, um sich auch einmal, wie ihre Herren im feurigen Miereschwein getan hatten, gütlich zu tun. Da nun alle Wagen in einer Reihe im Wasser stehen, erwacht plötzlich einer der Szekler und erblickt das Bild des Mondes im Wasser. „Gott im Himmel," ruft er und weckt alle seine Gefährten, „seht doch, seht; der Mond ist vom Himmel herunter ins Wasser gefallen! Kommt, wir wollen versuchen; vielleicht sind wir noch imstande, ihm herauszuhelfen!" Da sprangen alle von ihren Wagen ins Wasser und eilten ins nahe Zollhaus und brachten Feuerhaken und Stangen und langten in die Tiefe nach dem Monde, um ihn zu fassen. Endlich rief einer: „Ich habe ihn! Kommt jetzt alle hierher und zieht!" Er hatte nämlich mit seinem Haken einen mächtigen Baumstamm gefaßt, der gerade an der Stelle im Wasser lag, wo sich der Mond abspiegelte. Da faßten sie insgesamt an der Stange und zogen und zogen, daß ihnen der Schweiß rann. Plötzlich gab der gemarterte Baumstamm nach, und alle fielen rücklings ins Wasser, daß die klaren Wellen über ihren Köpfen zusammenschlugen. Wie sie aber mit dem Gesicht heraustauchten, sahen sie den Mond am Himmel; sein Bild im Wasser aber war durch dessen Aufregung und Trübung für den Augenblick zerstört. Freudig riefen alle: „Gott sei Dank! Da haben wir ihn doch wieder heraufgebracht!" Triefend setzten sie sich jetzt in ihre Wagen und fuhren ihres Weges weiter. Aber noch ihre Nachkommen sind stolz darauf, welch

einen wesentlichen Dienst ihre Vorfahren einst der Welt erwiesen hätten."

Große Rivalen sind unter den sächsischen Städten Schäßburg und Mediasch. Der „harte" Schäßburger wird noch in alten Chroniken durus Schæssburgensis genannt, im Volksmund heißt er der Dannerschlachtig (Donnerartige).

Den in neuerer Zeit von allerhand Mißgeschick heimgesuchten Mediaschern, die gern eine direkte Bahnverbindung nach Hermannstadt gehabt hätten und sich vergeblich um die Verlegung von Komitatsbehörde und Gerichtshof nach Mediasch bemüht haben, sagt man nach, ihre Stadt habe drei Sehenswürdigkeiten: den Bahnhof in Kopisch, das Komitatshaus in Schäßburg und den Gerichtshof in Elisabethstadt. Die vierte ist „der Kandelaber" auf dem Marktplatz in Mediasch selbst, aber zur Aufzählung dieser kommt es in Gegenwart des reizbaren Mediaschers gewöhnlich nicht, denn schon die ersten drei haben ihn so fuchsteufelswild gemacht, daß man fürchtet, er schlägt drein.

Aber damit die Mediascher nicht zu sehr erbost seien, soll hier auch den stolzen Kronstädtern „eins angehängt" werden. Das Stückchen stammt allerdings aus älterer Zeit. Von der „Kronstädter Baßgeige" wird uns erzählt:

„Ein Fremder, der sich in vielen Ländern umgesehen hatte, kam einst nach Kronstadt. Die Kronstädter, wie sie noch jetzt stolz darauf sind, die größte Stadt, die größte Kirche, das teuerste Stadttor, die

größte Glocke, die größte Orgel, das größte usw. im Lande zu besitzen, hatten damals noch mehr Grund zum Stolze; denn sie besaßen die größte Baßgeige in der Welt. So mußte denn unser Held natürlich hin, um auch dieses Weltwunder, von dem er so viel gehört hatte, persönlich und leibhaftig zu sehen. Die Baßgeige aber lag auf einem Gestell, so daß man auf einer Leiter hinaufsteigen mußte, um durch die Schallöcher auf den Boden zu sehen. Man warnte unsern Helden, der ein Schneider war, vergebens, sich in die Gefahr zu stürzen, da er leicht in den Geigenabgrund fallen könne. „Was," sprach er trotzig, „ich habe andere Gefahren überstanden zu Wasser und zu Lande; ich fürchte mich nicht," und mit einer ungeheuren Verwegenheit stieg er hinauf und guckte hinein. Aber, o Jammer und Schreck! er stolperte und fiel in die Baßgeige. Zwei Jahre fiel er, bis er den Boden erreichte. Allein was nützte ihm das! Er wäre einem schmählichen Hungertode erlegen, hätte er nicht eine List ersonnen. Es fiel ihm ein, Wind zu machen, was er als fremder Reisender vortrefflich konnte. Darüber erhob sich ein großer Staub in der Geige; endlich stieg auch eine Flaumfeder in die Höhe. Auf diese sprang unser Held im Nu und dirigierte sie so, daß er nahe am Rande des Schalloches vorbeikam und mit einem kühnen Sprung die Leiter erreichen konnte. Und das war gut; denn wäre er in der Mitte der Öffnung aufgestiegen, so hätte er mit der Flaumfeder bis in die Wolken oder gar bis in den Himmel fliegen müssen,

nach welchem er vorderhand noch keine Sehnsucht empfand. Nachdem er die Gefahr aber also überstanden, ging er fröhlich in ein Wirtshaus, vertrank sich die Angst und war seither nie mehr so verwegen, nach der Kronstädter Baßgeige sehen zu wollen."

Natürlich bemächtigt sich der Volkswitz, wie überall, so auch hier der verschiedenen Berufsarten. Beamte, Pfarrer und Lehrer gelten dem Bauern, wie schließlich auch sonst in der Welt, gar oft als Tagediebe und Nichtstuer, denn „et äs gor leicht, äm Schäden ze arbeden" (es ist gar leicht, im Schatten zu arbeiten). Aber im übrigen verstehen sich unter den Sachsen die Angehörigen aller Berufsarten und pflegen gesellschaftliche Berührung; der Satz des Andreanums unus sit populus ist dem Volk wirklich in Fleisch und Blut übergegangen. Desto schärfer tritt der soziale Abstand in Stadt und Land zwischen der „Herrschaft" und der (meist fremdsprachigen) dienenden Klasse hervor; die Berliner „Mädchen" mit ihren unglaublichen Ansprüchen würden sich in Siebenbürgen baß wundern, wie dort das Dienen aufgefaßt wird! Da ist das Dienstmädchen eben noch „Magd" (sächsisch Mad) und kein „Fräulein", der Begriff „Herr" und „Herrin" kein leerer Wahn.

Auch zum Monarchen findet der Bauer ein unbefangenes naives Verhältnis. Die folgende Anekdote (mitgeteilt im Korr.-Blatt für siebenb. Landeskunde) kennzeichnet uns dies treffend:

Als Kaiser Josef II. auf seiner Reise in

Siebenbürgen bei Klein-Kopisch vorbeifuhr, sprach einer der Dorfhannen, die neben dem Wagenschlag ritten: „Majestät, das ist der Busch, um den die Kopischer sein katholisch worden.“ Sein Nachbar stieß ihn an: „Was redest du, der ist ja auch katholisch.“ Der Dorfhann aber meinte ruhig: „Em meß dich uch äst rieden, e dinkt säs, em wer stulz!“ (Man muß doch auch etwas reden, er denkt sonst, man wär' stolz!)

Von demselben Kaiser wird erzählt:

Als der Kaiser in die Nähe von Reps kam, ritten ihm die Stuhlsbeamten entgegen, unter denen ihm einer der Jüngsten durch seine auffallend schöne Erscheinung auffiel. Er winkte ihn zu sich heran und fragte nach seinem Namen und Stand. — „Evangelisch oder katholisch?“ — „Katholisch, Majestät.“ — „Geboren oder geworden?“ — „Geworden.“ — „Jetzt zu spät!“

Von den Scherzworten über einzelne Berufe seien folgende erwähnt: der Barbier ist der Kneistkratzer, der Seiler der Galgeposementirer, der Rechtsanwalt im Rumänischen der Mann, „kare minjte pe banj“ (der um Geld lügt).

Hier mögen noch zwei Geschichten Platz finden, die eine handelt „vom geköpften Seiler“, die andere von einem Schuster, „der in den Himmel kam und wieder zurück“:

„Unser Herr und Heiland kam einmal wieder in Petri Begleitung an eine Stadt, da eben ein Seiler durch das Schwert gerichtet wurde. „Warum köpft man den?“ fragte Petrus den Herrn. „Er wird schlechtes

getan haben,“ erwiderte dieser und ging ein wenig näher an die Leute, welche dastanden und zusahen, und fragte sie, was der Hingerichtete verbrochen. Er habe ein wenig Hanf gestohlen, lautete die Antwort. „Das war nicht des Todes wert,“ erwiderte der Herr, „aber jetzt ist es geschehen und vorbei.“ Petrus aber, der auch herangekommen und gehört hatte, war damit nicht zufrieden, sondern sprach: „Herr, mache ihn doch wieder lebendig; das ist dir ja ein leichtes.“ Lächelnd sprach der Herr: „So gehe du und tue es in meinem Namen.“ Zufrieden eilte Petrus hinzu, nahm den abgehauenen Kopf und setzte ihn wieder auf den Rumpf. Der Seiler war frisch und gesund; nur schade, daß ihm Petrus in seiner Geschäftigkeit den Kopf verkehrt aufgesetzt hatte, also daß sein Gesicht rückwärts sah. „Was hast du getan? Das ist ja verkehrt,“ rief ihm Christus zu. Aber Petrus entschuldigte sich: „Herr, es ist ja ein Seiler; der braucht das Gesicht hinten.““

Und die Geschichte vom Schuster lautet:

„In Schäßburg war vor einiger Zeit ein Schuster namens Gut im Spital gestorben; dem ist einmal etwas sehr Merkwürdiges begegnet. Er sollte Hochzeit geben und ging in den Wald, um für die gesteigerten Bedürfnisse seiner Küche drei Bratspieße zu schneiden. Als er zwei geschnitten, steckte er sie in die Erde; bis er aber den dritten gefunden und zugerichtet hat, wachsen ihm die beiden ersten bis in den Himmel hinauf. Da überfällt ihn eine unwiderstehliche Neu-

gierde, zu sehen, wie es da oben aussehe, und er klimmt an den beiden Bratspießen hinan, bis er wirklich in den Himmel kommt. Als er sich dort die Gelegenheit besehen, wollte er indes wieder auf die Erde hinunter. Aber die beiden Bratspieße waren abgehauen worden, und guter Rat war teuer. Indes wußte er sich zu helfen: er nahm ein Seil, band es an den Stuhl Petri und ließ sich an demselben hinab. Aber das Seil war so lang und die Höhe so groß, daß, bis er in die Mitte gelangte, eine Maus dasselbe angenagt hatte; es riß, und Gut stürzte hinunter in einen Teich, so heftig, daß er drei Fuhren Fische aus demselben herausschlug. Wie sollte er aber von dort herauskommen? Ohne Hilfe war er's nicht imstande; darum ging er zu einem Walachen und bat ihn, er möge ihn mit seinen Ochsen herausziehen. Dieser sagte zu, kam, half ihm und lud sich dafür einen Wagen voll Fische auf. Davon essen die Walachen in der großen Fasten noch immer so viel Fische. Als aber Gut nach Hause kam, war die Hochzeit bereits vorüber. Später kam er ins Spital, wo er auch gestorben ist und vielen Leuten sein Abenteuer erzählt hat. Und das Spital steht noch bis auf den heutigen Tag; du kannst es sehen, wenn du es nicht glaubst."

Zu den verbreitetsten sächsischen Rätseln gehört dies:

Der Zektbemärker	Der Zeitbemerker
stånd af dem Akerstärker,	stand auf dem Ackerstärker,
draf kåm der Wärltkuker	drauf kam der Weltkucker

en nâm den Zektbemärker	und nahm den Zeitbemerker
fum Akerstärker.	vom Ackerstärker.
Wat äs dât?	Was ist das?

(Den Hahn vom Mist holt der Stoßvogel.)

In vielen sächsischen Dörfern hat sich auch heute noch die Sitte erhalten, das Wohnhaus mit einer Inschrift zu zieren. Sie sind oft Wort für Wort gleichlautend mit Inschriften an Häusern im Mutterland, oder doch ähnlich; so findet sich in Deutsch-Teckes die Warnung:

Will einer in dies Haus eingehn,
So darf er's Stehlen nicht verstehn.

Ähnlich in Franken:

Wenn einer in das Haus 'rein geht
Und sein Sinn nach Stehlen steht,
Der bleibe lieber draußen,
Mein' Katz kann selber mausen.

Für den Freund der Volkskunde gibt es eine reiche Ausbeute bei Taufen, Hochzeiten und sonstigen Familienfesten. Wer da Glück hat, läßt sich zu einer ländlichen Hochzeit einladen, da kann er lernen, was das Bauernvolk an Vergnügungen verträgt; auch der stärkste Städter wird da kaum konkurrieren können. Magen, Ohren, Augen und Beine werden tüchtig in Anspruch genommen bei den ungezählten Mahlzeiten, durch Getränke, Musik und Mummenschanz, Spiel und endlosen Tanz! — Von Glück kann auch sagen, wer gerade bei der Amtsein-

setzung eines neugewählten sächsischen Pfarrers (Pfarrinstallation) dabei ist. Das ist zugleich ein nationales Hochfest der Gemeinde. In ihrer patriarchalischen Schlichtheit ergreifend wirkt die Feier in der Kirche, wenn zum Schluß die „Kirchenväter“ den installierten Pfarrer der Gemeinde mit den Worten vorstellen: „Leiw Gemm, dât âs âs nöi Hârr Farr!“ (Liebe Gemeinde, das ist unser neuer Herr Pfarrer!) Da zeigt sich uns die Volkskirche in ihrer einfachsten und reinsten Form.

Auch von der segensreichen Einrichtung der ländlichen „Bruder- und Schwesterschaften“ und der Nachbarschaften, die viel beitragen zur Erhaltung gutdeutscher alter Zucht und Sitte, nicht minder von der Spinnstubenpoesie könnte noch vieles erzählt werden; es würde aber hier zu weit führen.

Wie schon aus einzelnen oben mitgeteilten Stücken ersichtlich ist, beschränkt sich der Sammeleifer der sächsischen Volkskunde nicht nur auf ihr eigenstes Gebiet, sondern sucht auch die Schätze der Mitnationen zu bergen. Mit welchen Schwierigkeiten diese Arbeit verbunden ist, zeigt uns eine Siebenbürger Sächsin, die Pfarrerstochter Pauline Schullerus, die sich mit unermüdlicher Hingabe solches Volksgutes unter dem rumänischen Volk angenommen hat. Sie schreibt über ihre oft recht drolligen Erfahrungen im „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“:

„Das Sammeln von Märchen und Gebräuchen nach



Bauernstube im Burzenland.

mündlichen Mitteilungen, nicht nur aus spontanen Erzählungen im gemütlichen Kreise von Zuhörern, sondern, wie es eben nicht anders sein kann, auf besondere Bitten, Aufforderungen und sogar Versprechungen mancher Art, ist eine nicht leichte Sache. Abgesehen davon, daß die Betreffenden von einer gewissen Scheu befangen sind, wenn sie nicht nur den Genossen gleicher Bildungsstufe aus dem umfangreichen Schatze ihres Wissens mitteilen sollen, so gesellt sich zu dieser Scheu die Befürchtung, solche Erzählungen könnten in ihrer vermeintlichen Einfachheit und Bedeutungslosigkeit als dummes Zeug kein anderes Interesse für höher Gebildete haben, als der Spottlust zu dienen. Und gegen nichts ist der einfache Mann so empfindlich, als gegen vermeintlichen Spott. Diese Empfindlichkeit aber verstopft so manche ergiebigste Quelle, die in harmlosem, unbehindertem Triebe reichlich fließen würde. So wollten auch auf meine Aufforderungen hin die Leute lange mit der Sprache nicht heraus, da kam mir ein Zufall zu Hilfe.

An der Umfriedigung des Pfarrgartens gegen die Gasse stehen Maulbeerbäume. Wenn die Früchte zu reifen beginnen, kommen, zumal an rumänischen Feiertagen, die Kinder und werfen mit Steinen in die Bäume. Einmal rief ich sie zu mir und sagte zu ihnen, sie dürften sich alle Maulbeeren im Garten selbst auflesen, wenn mir jedes zuerst ein Märchen erzählen wollte. Wenn aber noch einmal jemand auf die Bäume von der Gasse werfe, würde ich ihn in den

Keller zu den roten Mäusen einsperren. Bald hatte ich nun, solange es Maulbeeren gab, täglich einen Kreis von kleinen Erzählern um mich. Aber pfiffig waren diese Menschenkinder, das eine fing ein Märchen an zu erzählen, und erzählte kaum bis in die Hälfte, dann sagte es „apoi gata". („Jetzt ist sie aus.") „Aber sie kann ja nicht aus sein, es muß ja noch das und das dazukommen," entgegnete ich. „O, sie ist fertig, mein Vater hat so gesagt." Am nächsten Tage kam dasselbe Kind wieder: „Die Mär war nicht aus, ich dachte nur so, jetzt hat sie mir meine Großmutter fertig erzählt." So erhielt ich an einem Tage mehrere halbe und viertel Mären, am nächsten Fortsetzung und am dritten Schluß. Es kamen auch so kleine Kinder, die nicht einmal ordentlich reden konnten, aber so gut aufmerkten, daß sie den größeren einzelne Sätze nachplapperten, wenn die Reihe an sie kam, und sich so die Maulbeeren verdienten. Das kleine Volk wurde zutraulich.

Ich ließ einen von den mir angegebenen guten Erzählern zur Arbeit mit der Axt rufen. Während er arbeitete, knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, das schließlich in das Ersuchen ausging, er solle mir die Mär vom Zigeuner und dem Hasen erzählen. Er lachte und schüttelte den Kopf. Was wollte ich denn mit diesen Lügen? Das wären ja Dummheiten. Früher habe er auch solche gewußt, aber jetzt alle vergessen, seit man so schönes vorzulesen habe. Wenn er wieder in die Arbeit komme, wolle er mir ein schönes

Büchlein mitbringen „Visul Maicei preceste“ — Traum der Heiligen Mutter — wenn ich rumänisch nicht lesen könne, wolle er es mir vorlesen, das wäre schöner, als die dummen Mären. Aus diesem ließ sich nichts herauspressen, wenn man ihm auch „Meere mit Salz“ — „Mare cu sare“ — versprochen hätte. Zuletzt sagte er noch, der Schmied jenseits der Brücke könne die von der „schönen Rora“ erzählen, die wäre schön, aber auch nur eine Lüge. Ich ließ nun diesen rufen, er kam nicht. Bald darauf erschien seine Frau mit irgend einem Anliegen, ich beachtete sie scheinbar nicht, ließ ihr aber durch meine Mutter ein altes Schloß geben, ihr Mann möge einen Schlüssel dazu machen und, wenn er fertig, mit Werkzeugen heraufkommen, um es anzuschlagen. Am nächsten Tage hatte ich ihn nun selbst hier. Er begann die Arbeit, ich schenkte ihm ein Gläschen Branntwein ein, dann noch eines, er wurde gesprächig. Ich fragte auf „die schöne Rora“, möchte diese Mär gerne hören. „Ich weiß sie,“ platzte er heraus, bereute es aber sogleich. Indem wurde ihm seine Arbeit bezahlt. Er nahm die Kappe und wollte gehen. „Setz dich und erzähle mir diese Mär.“ Zugleich zog ich zwanzig Kreuzer aus der Tasche und machte eine Bewegung der Branntweinflasche zu. Er kämpfte mit sich und machte Miene zu gehen, ich steckte das Geld wieder in die Tasche. „Ich komme morgen.“ „Gut, morgen kannst du mir dann eine andere erzählen, diese will ich heute wissen.“ Mit einem Seufzer setzte

er sich, nahm die Kappe vom Kopf und begann: „A fost odată şi odată“ (Es war einmal) — unterbrach sich aber und fragte, was ich denn mit dieser Lüge wolle? „Es ist keine Lüge, es ist ein Märchen, das ich auf dem Papier festhalten will, damit es nicht stirbt, wenn du stirbst, es soll ein Andenken an dich sein.“ Er glotzte mich an und begann nun fließend zu erzählen und kam bald in Eifer, plötzlich stockte er und fragte, ob ich denn auch richtig nachschreibe, könne ich rumänisch schreiben? ich solle es ihm vorlesen, damit er sehe, ob ich nicht gefehlt. Ich tat es, er war zufrieden und nahm den Faden wieder auf. Er erzählte nun bis zu Ende und begann auch eine zweite Mär.

Das Gerücht hatte sich schnell verbreitet, ich bezahle solche Dummheiten gut und gäbe auch noch zu trinken. Bald darauf kam eine Frau ungerufen, sie wolle sich etwas verdienen, sie habe gehört, ich bezahle die Mären teuer, sie möchte auch eine erzählen. „Gut bezahle ich nur die, welche mir gefallen, es gefallen mir aber nicht alle.“ Sie begann zu erzählen, es schien eigene Phantasie zu sein, aus der ich keinen Inhalt herausfinden konnte. — Es erschien andern Tages ein Jüngling mit der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Wieder kam eine Frau, die zog ein kleines Säckel aus dem Busen, das sie an einer Schnur am Halse trug, dem Säckel entnahm sie ein Büchel „Epistolia Domnului nostru Isus Hristos, care a trimis-o Dumnezeu din ceriu“. (Die Epistel unseres

Herren Jesus Christus, die Gott der Herr aus dem Himmel geschickt hat.) Sie trage es immer mit sich am Tage, in der Nacht lege sie es unters Kopfkissen. Es bewahre sie vor Unglück, sie selbst könne es nicht lesen, es sei aber etwas sehr Schönes. Wenn ich es ihr einmal vorlesen wolle, würde sie es mir für einige Tage überlassen, obwohl sie sich sehr schwer von ihm trenne. Von diesem hätte ich sicher mehr Nutzen als von den Mären.

Da endlich brachte eine muntere Frau „einen Korb voll Mären", sie wolle sie gegen Erdäpfel umtauschen. Diese brach das Eis. Nachher sahen auch andere ein, daß ich die Sache ernst nahm und mir Spott ferne war. Diese Frau ging nun selbst sammeln. Bald gönnten ihr die anderen diesen Verdienst und Ruhm nicht mehr und kamen lieber selbst. Da ging sie in die Nachbardörfer sammeln.

Im Herbst, wenn der Kukurutz abgebrochen und nach Hause gebracht worden, versammeln sich Freunde und Nachbarn abends, um sich gegenseitig die Kolben ausschälen zu helfen. So arbeiten sie viele Abende zusammen und unterhalten sich mit Erzählen, Zuhören und Singen. Diese Zeit ist die Zeit der Mären. Wenn ein Kind eine Mär hören will, vertröstet man es mit den Worten: „Wart' bis ins Kukurutz- (Mais-) ausschälen." Jede Ausschälgesellschaft trachtet danach, einen Märchenerzähler in ihre Mitte zu bekommen, dem sie alle gern zuhören. Wenn dieser ermüdet ist, muß auch jeder andere bisherige Zuhörer der Reihe

nach etwas erzählen. Da habe ich nun die Bemerkung gemacht, daß die Jüngeren nicht Märchen, sondern biblische Geschichten erzählen und Ereignisse aus Zeitungen und stolz darauf sind, solche „wahre" Geschichten zu wissen. Sie glauben nicht mehr an „diese Lügen". Man hört auch diesen „wahren Geschichten" zu, äußert sich sogar in den Worten: „Vai ce vorbe frumoase" — Ach, welch schöne Worte. — Aber es ist nicht das Lauschen, wie bei den Märchen, ich möchte sagen, sie hören nur mit den Ohren, nicht mit den Augen, nicht mit dem ganzen Gesicht.

Ganz anders funkeln die Augen in der Erwartung, ob der Jüngling alle Hindernisse glücklich überwinden wird auf dem Wege zur Iliana Cosinzeane (Inbegriff weiblicher Schönheit, die über dem Himmel wohnt, zu der man nur durch den Himmel gelangt), oder ob die treulose Frau auch ihre verdienten Prügel erhält, oder ob der heilige Petrus wirklich die Birnen bezahlen oder sie lieber stehlen wird; letzteres wäre jedenfalls klüger, wenn ihn niemand sieht, aber wenn man ihn bekommt? „Ja, dann bekommt er auch Prügel, wie jeder irdische Mensch," vor denen ist nicht einmal ein Heiliger sicher.

Weder die Alten noch die Jungen werden sich dessen bewußt, wie eben ihr ganzes Wesen und Denken, ihr Glaube und Charakter in den Märchen abgebildet erscheint. Ihre guten und schlechten Eigenschaften treten da wahrheitsgetreu hervor — wie sie sind, wie sie sein und wie sie nicht sein *wollen*."

Wenn einer fragen sollte, wozu denn so umständ-

liche Arbeit nütze ist, so gibt ihm der Herausgeber der siebenbürgischen Sagen, der nachmalige Bischof der evangelischen Landeskirche D. Friedrich Müller, teilweise in anmutiger künstlerischer Einkleidung, eine treffende Antwort*): „Die Sage sowohl, als das Märchen bergen einen historischen Kern, unterscheiden sich aber in dem Verhältnisse, in welchem dieser zur umgebenden Hülle steht: die Sage ist historischer als das Märchen, die Geschichte aber ist Frucht ohne Kern und Schale und durchaus genießbar. Die Geschichte ist der Vordergrund eines Gemäldes, die Figuren darin sind scharf und deutlich hervortretend; die Sage ist der Hintergrund, worin Farben und Umrisse häufig schon zusammenfließen und sich weniger klar gegeneinander abgrenzen; das Märchen sind die blauen Berge in der fernsten Tiefe des Bildes, unbestimmt übereinander-getürmt, so daß man nur an den einzelnen Gipfeln den Zug des ganzen Gebirges erkennen kann. Die Sage ist die ideale Form, in welcher das Volk sich selbst, seinen Glauben und seine Geschichte unabhängig von der objektiven Wahrheit und Wirklichkeit, oft sogar diesen gegenüber auffaßt. Alles, was im Munde des Volkes lebt, wird ein sagenhaftes Gewand annehmen und desto volkstümlicher und tiefer wirken, je mehr jenes der Fall ist. Darum läßt sich die Sage ebenso-wenig mit Bewußtsein schaffen als das Märchen; aber je volksmäßiger jemand die Geschichte schreiben will,

*) a. a. O. in der Vorrede zur ersten Auflage (Kronstadt 1857).

desto weniger darf er die Sagen übersehen. Und je weiter die Geschichte zurückgeht und je größere Rechnung sie dem eigentlichen Volksgeiste tragen will, der doch sicherlich auch ein historischer Faktor ist, desto mehr muß sie Märchen und Sagen beachten, da oft diese allein gegen die trostlose allgemeine Finsternis hervortreten, wie in mondloser Nacht die Gipfel der Berge am sternenhellen Himmel ausgeprägter erscheinen als die mit der Ferne verschwimmende Ebene."

Möchten doch recht viele sich veranlaßt fühlen, den „blauen Bergen" näher zu treten, dort des Volkstums und der eigenen frühesten Kindheit verlorenes Paradies wiederzufinden! Es ist das Reich des „Mädchens aus der Fremde":

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur,

Und teilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus!
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Siebenbürgisch-sächsische Dichtung.

Man sollte meinen, im romantischen „Bärenland" müßte auch die Poesie trefflich gedeihen. Und doch hat es nur wenige Dichter hervorgebracht, und auch diese sind in ihrem innersten Wesen eigentlich durchaus nicht „romantisch". Die nüchterne Wirklichkeit tritt an jeden nur zu scharf mit ihren Forderungen heran; jede geistige Kraft muß sich hier auch im nationalen Kampf des Alltags betätigen, und darum hat auch die deutsche Dichtung in Siebenbürgen, wo sie sich hervorwagt und wo sie Erdgeruch hat, eigentümliches Gepräge trägt, allermeistens politischen Anstrich. Nur wenn sie der Mundart sich bedient, trifft sie auch zartere Herzenstöne, die uns spezifisch sächsisch anmuten; wir finden da Goethes Wort bestätigt, daß der Dialekt das Element ist, in dem „die Seele ihren Atem schöpft". Dafür eignet sich die Mundart weniger, dem höheren Schwung der Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu geben, — das ist eben kein gewöhnliches Atmen. Der Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch bezeichnete es einmal als ein Glück, daß

der sächsische Bauer auch seine „Feiertagssprache“ habe, das Hochdeutsche; dort, wo sich der Deutsche in der Welt der gewaltigsten und der tiefsten Ideen bewegt, da wird er doch immer unwillkürlich zu der Form seiner Sprache greifen, deren seine größten Geister sich bedienten, um der ganzen Nation sich unmittelbar und gleichmäßig verständlich zu machen. Diese Ideen sind auch aus der Seele des Gesamtvolkes geschöpft.

Jedes hat also sein Daseinsrecht: Dialekt und Hochdeutsch; sie haben auch ihre ziemlich genau geschiedenen Lebensgebiete. Darum wollen wir auch an ›ieser Stelle beide zu ihrem Recht kommen lassen; ıur so wird sich das Bild „zum Ganzen schließen“.*)

Dem Sächsischen als der älteren Schwester sei ›er Vortritt gewährt. Jeder bemühe sich, zunächst ohne Benützung der Anmerkungen oder der Übersetzung, die bei drei Stücken zum Zwecke besseren sprachlichen Verständnisses des Textes von Wort zu Wort in ganz kunstloser Form vorgenommen wurde, die Dichtungen zu lesen; es wird bei einigem guten Willen in den meisten Fällen geradeso gelingen, wie der Siebenbürger Sachse sich mit den Dichtungen Fritz Reuters befreunden konnte und sich in sie mit Beharrlichkeit hineinlas, noch bevor die Ausgaben mit Anmerkungen erschienen.

---

*) Vgl. den Vortrag von Prof. Ernst Buchholzer „Die Volkspoesie der Siebenbürger Sachsen“ (Sonderabdruck aus den „Kirchlichen Blättern“ 1898).

Eine der bekanntesten sächsischen Dichtungen ist „De Brockt um Ålt“, von Viktor Kästner*); der innige Volkston mußte es zum Gemeingut machen:

Um Ålt, um Ålt, um giele Rkn,
Dō såß e Mēdche gånz ellkn;
Gor munch kn Dål, gor munch kn Rks
Ded Uermchen än det Wasser schmkß.

„Wat måchst te, Kängd, um gielen Ålt?
De Laft äs gråm, der Wängd strecht kålt;
Wat schråst te der deng Ūge rkt?
Bekrittst dich jo bäs än den Dkt.“

„„Wä skl ich güldjer Härr! net schrån,
Dō angden alle meng Fråde lån;
Dō angden än dem gielen Ålt
Dō schlēft me Bredjem blaß uch kålt.

„„De Zäll dä sånk, de Stång dä bråch,
Und Frä uch Kängd äm Wasser låch;
Me Bredjem språng ze Hälf — ellkn
Der Drängel hued e mät genkn.

---

*) Die Dichtungen von Viktor Kästner, Ernst Thullner, Michael Albert, Friedrich Wilhelm Schuster sind sämtlich in Hermannstadt bei W. Krafft erschienen. Dieser Verlag hat sich um die siebenbürgisch-sächsische Literatur überhaupt, man darf sagen, unvergängliche Verdienste erworben. Es läßt sich denken, welches buchhändlerische Wagnis es bedeutet, bei einem so kleinen Leser- und Käuferkreis ein Werk in Verlag zu nehmen. Das ist auch ein Stück Kampf ums Deutschtum und nicht der müheloseste!

„„Wō äs det Brocktbät weiß uch wich?
Me Bredjem låd af Läte blich.
Wō äs der Pill mät Fronse klin?
Seng Hīft rähd af em Kiselstīn.

„„Dō låt e nā äm schīnen Hemd
Mät Calepanchern hīsch geblemt,
Mät Bīrkeln drun, gor feng uch schīn,
Et wōr det hescht än der Gemīn.

„„Dō låt e nā — tā låwer Gott! —
Verstruwelt, ōhne Madderhot,
Uch ōhne Puschen nōch derbä
Ous Rīsen uch Zitronenbläh.

„„Dō låt e kålt, dō låt e ōft
Me Pursch geschnīselt, hīsch uch schnīt,
E wōr gor lastich, stark uch fiest
Und vun de Gäden der Allerbiest.

„„Hä wäll ich sätzen und e klōn
Und niche Schlījerdach mi drōn
Uch nichen Krällen nichen Fronz
Und kwich klōn äm mengen Honz.““

Um Ålt, um Ålt, um giele Rīn,
Dō stīhd en trourich Lechestīn,
Dō schlēft det Mēdche starr uch kålt
Und angde rouscht und broust der Ålt.

Übersetzung: Die Braut am Alt*). Am Alt, am Alt, am gelben Rain, da saß ein Mädchen ganz allein; gar manch eine Levkoje, gar manche Rose die Ärmste (das Ärmchen) in das Wasser warf (schmiß). — „Was machst du, Kind, am gelben Alt? Die Luft ist rauh (gram), der Wind streicht kalt; was

*) Der Altfluß wird in deutschen erdkundlichen Handbüchern gewöhnlich Aluta genannt, während in Siebenbürgen jeder

weinst (schreist) du dir die Augen rot? Bekümmerst dich ja bis in den Tod." — „„Was sollt' ich, lieber (goldiger) Herr, nicht schrein; da unten all meine Freuden liegen; da unten in dem gelben Alt, da schläft mein Bräutigam blaß und kalt. — Die Plätte die sank, die Stange die brach, und Frau und Kind im Wasser lag; mein Bräutigam sprang zu Hilf, allein der Wirbel hat ihn mitgenommen. — Wo ist das Brautbett weiß und weich? Mein Bräutigam liegt auf den Letten bleich. Wo ist der Polster (Pfühl) mit Bändern (Fransen) klein? Sein Haupt ruht auf dem Kieselstein. — Da liegt er jetzt (nun) im feinen (schönen) Hemd, mit Tulpen hübsch geblümt, mit Börteln (Einsatzspitzen) dran, gar fein und zart, es war das schönste (hübscheste) in der Gemeinde. — Da liegt er nun — du lieber Gott! — verrauft, ohne Marderhut (mit Iltisfell verbrämte Mütze), auch ohne Strauß (Buschen) noch dabei aus Rosen und Zitronenblüte. — Da liegt er kalt, da liegt er tot, mein Bursch, schlank, hübsch und stramm (schlank), er war gar lustig, stark und fest und von den Guten der Allerbest'. — Hier will ich sitzen und ihn beklagen und keinen Brautschleier (Schleiertuch) mehr tragen, auch keine Perlen (Glasperlen, Korallen) und kein Band und ewig klagen um meinen Hans."" — Am Alt, am Alt, am gelben Rain, da steht ein trauriger Leichenstein, da schläft das Mädchen starr und kalt und unten rauscht und braust der Alt.

Jugendlicher Frohsinn und echter Bauernstolz sprechen aus dem Lied

„Mēdche, wält t'en Kanter nien?"
„Näi Motter, näi!
Em wid mich hīßen de Kanterän
Uch de Hībesbakerän,
Näi Motter, näi!"

Sachse Alt sagt, ebenso wie die am Mieresch wohnhaften Deutschen nicht „Marosch" (magyarisch) sagen, wie die deutschen Geographiebücher.

„Mēdche, wält t'en Farr nien?"
„Näi Motter, näi!
Em wid mich hſſßen de Farreräu
Uch de Mēdeſchlōeräu,
Näi Motter, näi!"

„Mēdche, wält t'en Schnegder nien?"
„Näi Motter, näi!
Em hſſßt mich drō de Schnegderän,
Uch de Hſſeſläkerän,
Näi Motter, näi!"

„Mēdche, wält t'en Däſchler nien?"
„Näi Motter, näi!
Em hſſßt mich drō de Däſchlerän,
Uch de Hobelſpēnfrießerän,
Näi Motter, näi!"

„Mēdche, wält t'en Schoſter nien?"
„Näi Motter, näi!
Em hſſßt mich drō de Schoſterän,
Uch de Tokeſläkerän,
Näi Motter, näi!"

„Mēdche, wält t'en Geboure nien?"
„Cha Motter, cha!
Em hſſßt mich drō de Gebeierän
Uch de fleißich Kireſchnegderän,
Cha Motter, cha!"

Es genügen hier nur einzelne Worterklärungen: Mēdche: Mädchen; wält t'en Kanter nien: willſt du einen Kantor nehmen; näi: nein; em wid mich hſſßen de Kanteräu: man wird mich heißen die Kantorin; Hſbesbakerän: Hubbes- (Kuchen-) bäckerin; Farr: Pfarrer; Mēdeſchlōerän: Mägdeſchlagerin; Schnegder: Schneider; Hſſeſläkerän: Hoſenflickerin; Däſchler: Tiſchler; Tockeſläckerän: Schuhröhrenflickerin; Gebour: Bauer; cha: ja; Kireſchnegderän: Kornſchneiderin.



Sächsisches Brautpaar.

Merkwürdigerweise hat die Volksliedddichtung erst in allerneuster Zeit einen Aufschwung genommen; sangbare alte Volksweisen sind der Vergessenheit entrissen und neue geschaffen worden, die im Volk sofort Eingang fanden. Es ist den Sachsen ein Stolz und eine Freude, daß einige davon auch in die auf Veranlassung Kaiser Wilhelms II. veranstaltete deutsche Volksliedersammlung aufgenommen wurden. Hermann Kirchner (Hermannstadt) hat als Komponist eine besonders glückliche Hand gehabt; auch einige Weisen von Rudolf Lassel haben sich rasch eingebürgert. Andere Lieder werden nach bekannten deutschen Melodien gesungen; so der „Saksesong" von Franz Herfurth*) im wuchtigen Burzenländer Sächsisch nach der deutschen Kaiserhymne:

„Brous ous der Braſt herous
Brous wei mat Sturmgesous,
Saksegesong!
Fēst wåll'n ze Huf mer stōn,
Trōi uch zesummegōn,
Wållen 't em jede sōn:
Ās âs nätch bâng!

(Braus aus der Brust heraus, Braus wie mit Sturmgesaus, Sachsengesang! Fest woll'n zu Hauf wir stehn, Treu auch zusammengehn, Wollen es jedem sagen: Uns ist nicht bang.)

---

*) Sächsisches Volksliederbuch von Fr. Herfurth und Fr. Schiel. II. Aufl. (Mit Melodiensatz.) Hermannstadt 1900. S. 180.

Auch die zartesten Empfindungen äußern sich in der sächsischen Lyrik oft und oft in der Sorge um das geliebte und bedrohte Volkstum; so in Kästners „Drå Wängsch“:

Ich wil, ich wĕr e Vijjelchen
Und häf e gäldä Flijjelchen
Und flich eräm all sängän;
Und haps und spräng vu Büm ze Büm,
De Zekt vergeng mer, wä äm Drüm
All sängän und all klängän.

Ich wil, ich wĕr e Strechelchen
Mät kochlich gränem Bechelchen
Ous Prommetbierebläddern;
Dä iwich grän, dä iwich jang
Der Sommer hiß, der Wängter bang
Wol nämols widd zewäddern.

Ich wil, ich wir e Wilkelchen
Und känt meng uerem Vilkelchen
Vir Sanneglät beschätzen.
Dä wad äs ädler af der Jerd,
Als dienen, dä es läf uch wiert
Mät Leif uch Liewen nätzen.

(Drå Wängsch: Drei Wünsche; wil: wollte; Vijjelchen: Vögelein; flich: flöge; eräm all sängän: singend umher; haps: tanzte (hopste); Zekt: Zeit; Strechelchen: Sträuchlein; kochlich: bauchig, buschicht; Prommetbier (biër): Wacholder; zewäddern: zerwettern; Wilkelchen: Wölkchen; Vilkelchen: Völkchen; dienen (diënen): denen; läf: lieb; nätzen: nützen.)

Als Humorist hat der Dialektdichter Ernst Thullner die größten Erfolge errungen. Seine

„lustigen Geschichten in sächsischen Reimen“, „Ous der Rokestuw“ (Aus der Spinn- [Rocken-] Stube) und „Bä der Kalefok“ (Beim Ofen, vgl. lateinisch calefacio) haben sich für alle Zeiten ihren Platz im sächsischen Bauernhaus gesichert. Anekdoten, Sagen und was ihm Volkstümliches vorkam, hat er in poetisches Gewand gekleidet und ihm dadurch eine dauernde Heimstätte in den Herzen seiner dankbaren Hörer bereitet. Hier möge bloß als Beispiel dafür, wie er zum Bauern spricht, der Schluß der unseren Lesern bekannten Geschichte von der Rettung des Mondes durch die Szekler ein Plätzchen finden; er überschreibt die Geschichte: „Woräm der Zäkel e si stulz äs“ (Warum der Magyare*) so stolz ist) und konkludieret also:

Sängt diës kåst tä mät dem Zäkel
Si hfsch riëde', wä te wällt,
Hf schnappt nor de' Pippendäkel,
Spokst verächtlich, als en Häld,
Dinkt, wat wäll em vun dië' Legden,
Sä hu' Grfßet näst gedōn,
Doch meng Älder hu vfr Zegden
Ous dem Wasser brōcht de Mōn.

(Seit der Zeit kannst du mit dem Magyaren so schön reden, wie du willst, er schnappt nur den Pfeifendeckel, spuckt verächtlich wie ein Held, denkt, was will man von den Leuten, sie haben großes nie getan, aber meine Altvordern haben vorzeiten aus dem Wasser gebracht den Mond.)

---

*) Im Sächsischen heißt zäklesch überhaupt magyarisch.

Und nun noch einiges von Michael **Albert** und Friedrich Wilhelm **Schuster***); sie schreiben hochdeutsch. Wir fühlen es gleich, daß wir hier in anderen, gemeindeutschen Ideenkreisen uns bewegen. Der Leser bedarf darum auch keiner Führung. Nur zu Schusters Gedicht „In hoc signo vinces" ist zu bemerken, daß die Veranlassung dazu der heiße parlamentarische Kampf gegen das „Mittelschulgesetz" gab.

Vom Tage.

I.

Eisen auch sind Wort und Feder
Dem, der sie zu führen weiß,
Darum rüste sich ein jeder
Zu dem Kampfe schwer und heiß!

Nicht zu stürmen gilt's; zu retten
Gilt's den Atem unsrer Brust
Und von Hand und Fuß die Ketten
Abzureißen selbstbewußt.

II.

Deiner Sprache, deiner Sitte,
Deinen Toten bleibe treu!
Steh' in deines Volkes Mitte,
Was sein Schicksal immer sei!

---

*) Beide haben sich auch auf dramatischem Gebiet versucht, ebenso Traugott Teutsch, Malmer, Leonhardt u. a.; vielleicht entschließt sich einmal auch eine größere deutsche Bühne zur Aufführung von Alberts „Flandrern am Alt" oder Schusters „Alboin und Rosimund".

Wie die Not auch dräng' und zwinge,
Hier ist Kraft, sie zu bestehn;
Trittst du aus dem heil'gen Ringe,
Wirst du ehrlos untergehn.

Der Zorn.

Es bat ein Volk einst Gott den Herrn,
Zu zeigen ihm der Rettung Stern;
Da sandte Gott in seiner Huld
Dem armen Volke die Geduld,

Damit es fleißig, still und treu
Aus seinem Innern sich erneu;
Doch nahm der Feind ihm Gut und Hab'
Und schnitt ihm Nas' und Ohren ab.

Da gab ihm Gott zum Kampf den Mut
Und setzt' ihm auf den Eisenhut;
Wohl zog es frisch das Schwert heraus,
Doch blieb es prüfend noch im Haus.

Da gab ihm Gott den edlen Zorn,
Der trieb es auf mit feur'gem Sporn;
Da hat es sich nicht lang bedacht,
Und männlich schlug es seine Schlacht.

O Sachsenvolk, dir kommt ein Tag,
Ich weiß nicht, was er bringen mag;
Doch wisse, wenn sich trübt dein Stern,
Um was du bittest Gott den Herrn!

Halbheit.

Man ist nicht reich, man ist nicht arm
Man ist nicht kalt, man ist nicht warm,
Nach oben stößt man nicht gern an,
Nach unten biegt man, wie man kann.

Man hat nicht Mut nicht Leidenschaft
Und ist doch auch nicht ohne Kraft;
Man möchte gerne vorwärts gehn
Und überlegt das Stillestehn.

Man schilt sich weidlich selber aus
Und lebt gemütlich doch im Haus;
Man kann nicht auf- nicht untergehn,
Man sieht sich aber fortbestehn.

Drein blickt der Himmel mitleidsvoll,
Der Teufel weiß nicht, was er soll:
Nicht Tugend ist's, nicht Sündennot
Und ist kein Leben, ist kein Tod.

Gib uns, o Herr, die volle Kraft,
Den Mut zusamt der Leidenschaft,
Daß wir, ein wacker Volk zu sein,
Vorerst uns von uns selbst befrein!

Michael Albert.

Gelübde.

. . . .
. . . .

Und wolltet ihr mit Weltenmacht
Mir keck entgegendringen,

Die Treue, die ich zugesagt,
Gewaltsam mir entringen —
Ich will nicht! ich will nicht!
Es soll euch nicht gelingen!

Und nahtet ihr mir sacht und fein
Auf sammetweichen Sohlen
Und wähntet mich mit Schmeichelein
Zu ködern ganz verstohlen —
Ich will nicht! ich will nicht!
Der Geier soll euch holen!

Die Begegnung.

Ich hab' ihn begegnet am Erlensee
Den einst geliebtesten Knaben,
Mir ging's durch die Seele, nicht Liebe, nur Weh'
Mein Herz hat ihn lange begraben.

O, seit er die Muttersprache verriet,
Den fremden Namen erworben,
Und seit er von seinem Volke sich schied,
Er ist mir gestorben, verdorben.

Wir kommen uns nahe von Zeit zu Zeit
Im wirrenden Menschengetümmel,
Doch trennt eine Kluft uns so weit, o so weit,
Wie zwischen der Höll' und dem Himmel.

In hoc signo vinces.

Heil dir, mein Volk! die Schatten sind geschwunden,
Der Morgen tagt,
Seit du von Broos bis Draas dich selbst gefunden
Und herrlich unverzagt,

Wer du dich fühlst, der ganzen Welt gesagt!
Du hast in rechter Stunde nicht geschwiegen,
Du ließest hoch des Deutschtums Banner fliegen,
Nun hebe stolz dein Haupt, und sprich: ich hab's gewagt!
In diesem hehren Zeichen sollst du siegen!

Heil dir, weil du zu eigen dich geschworen
Mit offnem Wort
Der Muttersprache, die mit dir geboren!
Das ist der goldne Hort,
Der mit dir kam aus fernem Heimatsort,
Der Geistestrank in unerschöpften Krügen,
Woraus du Leben sogst in vollen Zügen,
Der Wunderborn, der dich verjüngte fort und fort,
In dieser ew'gen Jungkraft sollst du siegen.

Nur halte fest an dem ererbten Gute
Bis in den Tod!
Noch ist, was du bekannt mit edlem Mute,
Noch immer schwer bedroht.
Du bleibe fest in aller Fahr und Not,
Du lerne nicht dich fügen oder schmiegen,
Du lasse dich nicht brechen und nicht biegen,
Du sei getreu, mein Volk, o treu bis in den Tod!
In dieser heil'gen Treue sollst du siegen!

Du hast des Schweren Schwerstes schon getragen
In hartem Streit:
Mit Ruten haben sie dich oft geschlagen
Seit deiner Jugendzeit,
So trag auch jetzt geduldig Weh und Leid!
Und ob sie dich mit Skorpionen schlügen,
Ob sie dir Furchen in den Rücken pflügen —
Hoch über Menschen lebt ein Gott in Ewigkeit,
In diesem starken Glauben sollst du siegen!

Friedrich Wilhelm Schuster.

Der Kampf der Gegenwart.

Wo immer auf Erden das Deutschtum bedrängt wird von einer Überzahl Fremdsprachiger, da wird seine Zukunft in allererster Linie davon abhängen, ob diese Deutschen den *Glauben*, den *bergeversetzenden Glauben* an ihren nationalen Bestand haben. Nehmt ihnen diesen und sie versinken in Nichts! Wenn in den achtziger Jahren die siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten im ungarischen Reichstag, ein verschwindend kleines Häuflein gegen eine dreißigfache Übermacht, den Kampf gegen die Angriffe auf ihr höheres Schulwesen mit einem Wagemut ohnegleichen aufnahmen und mit einem Elan führten, daß sogar der erbittertste politische Gegner, sofern er Verständnis für den Adel der Gesinnung hatte, vor solch hochgemuter Schar den Degen senken mußte, war es da Tollkühnheit oder eitle Ruhmessucht, daß diese Männer, niedergebrüllt und -gestimmt von einer fanatischen Menge privilegierter Rassenbolde, eine Art Gladiatorentod suchten? Sie *wußten* doch, daß der

Kampf ums Recht in der Gesetzgebung „nichts nütze"! Oder hatten sie gar den mehr als kindlichen Glauben, daß sie die Besitzer der Macht mit Gründen der Vernunft von der Rechtswidrigkeit und Torheit ihrer Politik überzeugen könnten?

Nein, denn das waren ernste und kluge Männer, aber keiner von ihnen war so alt, daß er die Stimme seines nationalen Gewissens nicht mehr hätte hören können, daß ihm die Pulse nicht schneller jagten, wenn sie die Feinde auf ihr Teuerstes stürmen sahen. Und die ruhige Vernunft sagte ihnen ebenso vernehmlich wie ihr Herz, daß in ihren Volksgenossen, wenn diese sehen, wie ihr Mandat erfüllt wird, sich auch in der letzten Bauernhütte das Bewußtsein der Pflicht gegen das also verteidigte Volkstum gewaltig vertiefen muß. Die Männer, die dort im Reichstag sich ruhigen Blutes den rohesten Verunglimpfungen aussetzten und als beste Parade den Hieb führten, sie dachten vielleicht auch daran, daß die gebildete Welt auf solche Weise mehr davon erfährt, was „hinterwärts von Temesvar" geschieht, und daß es gut sein mag für beide Teile, wenn die Geschichte Ungarns nicht so ganz mit Ausschluß der Öffentlichkeit sich abspielt, wie es der bequeme zeitunglesende Spießbürger wünschte, dessen einziges Lebensprinzip es ist — sich nur nicht aufzuregen. Wie wichtig auch heute Ungarn als Schlüssel zum Orient für die Völker Europas, nicht zuletzt für das deutsche ist, wissen nicht gar zu viele; und wenn das amtliche Ofenpester Preßbureau, das den Nach-

richtendienst aus Ungarn monopolisiert hat, versichert, daß „dort unten“ alles in Ordnung sei, so ist jener grundsätzlich jeder Aufregung abholde Bürger am ehesten befriedigt. Im Zustande dieses Bürgers befindet sich aber bekanntlich ein recht großer Teil der Menschheit. Darum ist es also gut, daß sie etwas Genaueres darüber erfahre, nicht nur wie die Völker dort hinten in der Türkei aufeinanderschlagen, sondern wie es auch im östlichen Kessel des freundnachbarlichen Donaureiches gärt und brodelt.

Was soll man aber dazu sagen, wenn gerade in Deutschland jener Glaube an die Zukunft des Deutschtums in Ungarn am ärgsten erschüttert ist? Wo immer der Deutsche aus Ungarn im lieben Mutterlande mit Volksgenossen von seinem Vaterlande spricht, begegnet er dieser Überzeugung, daß das Deutschtum in Siebenbürgen und Ungarn dem Tode geweiht sei. Nur in engsten nationalen Kreisen — sie beschränken sich fast ausschließlich auf den Allgemeinen deutschen Schulverein und den Alldeutschen Verband — weiß man darüber besser Bescheid, sieht man, daß der deutsche Gedanke auch zwischen Preßburg und Kronstadt lebt und zu immer kräftigerem Leben erwachen wird.

Gäbe es noch in Ofenpest eine große wirklich deutsche Zeitung, die im Lande selbst und draußen Aufklärung schaffte und die Lauen hüben und drüben aus ihrem Schlafe weckte, so stünde es freilich anders. Als im Jahre 1848 der magyarische Staatsmann Franz Deak den Auftrag erhielt, ein Preßgesetz zu

entwerfen, antwortete er, ein gutes Preßgesetz müßte seines Erachtens aus den drei Worten bestehen: „Lügen ist verboten.“ Da aber dies Preßgesetz nicht geschaffen, noch weniger in Wirklichkeit umgesetzt ist — am allerwenigsten in Ungarn —, so fehlt es auch so sehr an der Kenntnis dessen, was in Ungarn vorgeht. Eine Zeitung, die diese Aufgabe erfüllen könnte, kostete freilich vor allem viel Geld, und der Deutsche ist nun einmal nicht imstande, so große Opfer für sein bedrängtes Volkstum zu bringen, wie so manches Miniaturvolk, das wir gern über die Achsel ansehen.

Es ist nicht auszudenken, was gerade ein großes deutsches Blatt in Ungarns Hauptstadt vermöchte! Das wissen am besten die Magyaren. Darum richten sich auch ihre wütendsten Verfolgungen in erster Linie gegen die unabhängige kleine deutsche Presse im übrigen Ungarn, die den nationalen Gedanken unter allen Deutschen des Landes zu wecken sich bemüht. Zum großen Teil durch eigene Schuld haben die zwei Millionen Deutschen des eigentlichen Ungarn ihre deutschen Schulen verloren, und darum gilt es, sie darüber aufzuklären, daß sie ein Recht darauf haben, diese Schule zurückzufordern. Die vor etwa fünf Jahren eingeleitete Bewegung in dieser Richtung hat auch schon günstige Erfolge gehabt. Die Überzeugung, daß es sich mit den staatsbürgerlichen Pflichten auch in einem überwiegend nichtdeutschen Staatswesen verträgt, deutsch zu bleiben, und daß deutsche Bildung und Gesittung auch im gewöhnlichen

Kampf ums Dasein „ein gute Wehr und Waffen" sind, dringt in immer weitere Kreise der Deutschungarn; diese Überzeugung unter ihnen zur herrschenden zu machen und damit den Willen zu wecken, das ererbte Gut festzuhalten oder, wo es verloren ging, zurückzuerobern, ist die vornehmste Aufgabe der deutschen Presse in Ungarn. Sie ersetzt in diesem Sinne vielfach die Schule, bereitet für sie den Boden vor. In keinem anderen Staate Europas ist so alles im Werden begriffen, wie im Donaureiche. Warum sollte die politische Konstellation den Deutschen Ungarns nicht einmal in ähnlicher Weise zu Hilfe kommen, wie den Balten in Rußland, die nach dem Krieg mit Japan und während der darauffolgenden Wirren ganz plötzlich sich vor der Möglichkeit sahen, ihr völlig verloren geglaubtes deutsches Schulwesen wiederzugewinnen!

Die politische Organisation ist die andere Waffe. Wieviel sie wert ist, beweist wieder das Beispiel der Siebenbürger Sachsen. Nirgends als bei ihnen gibt es im ganzen Königreiche Ungarn wirkliche reine Reichstagswahlen, wo Bestechung, Fütterung und Tränkung der Wähler unbekannte Dinge sind. Darum entsenden sie auch unbedingt überall, wo sie in der Mehrzahl sind, deutsche Männer ins Parlament. Und mögen diese auch zeitweilig den Kampf im Saale der Gesetzgebung nur lau führen, weil sie bisher nur zu sehr vereinsamt auf ihrem Posten standen — überall wechseln im politischen Leben Ebbe und Flut —, so

ist doch kein einziger des Verrates an der nationalen Sache fähig; er würde vom Unwillen der Volksgenossen weggefegt.*) Anfänge zur politischen Organisation unter den ungarländischen Deutschen machen sich auch gerade in letzter Zeit immer deutlicher bemerkbar, und sobald diese Bewegung in rechten Fluß kommt, ist sie nicht aufzuhalten; sie läuft schon jetzt in Südungarn parallel mit der stark anschwellenden Bewegung unter den übrigen Nichtmagyaren. Beider Endziel ist: Sicherung der nationalen und kulturellen Entwicklung aller Völker des Landes, wie sie dem traditionellen ungarischen Staatsgedanken seit dem ersten König, Stephan dem Heiligen, und wie sie auch den Bedürfnissen eines Staates entspricht, in dem **kein** Volkstum über die unbedingte Mehrheit verfügt. In dieser Richtung wird sich auch die Politik des habsburgischen Herrscherhauses bewegen, wenn es die vielgestaltigen Kräfte des Gesamtstaates dem dynastischen Gedanken dienstbar machen will. Nur dann werden

---

*) Über die parlamentarischen Kämpfe der Sachsen vgl. u. a. „Hundert Jahre sächs. Kämpfe" (Hermannstadt 1898) — eine Sammlung von Vorträgen, die zugleich ein Stück siebenb.-sächsischer Kulturgeschichte in fesselnder Form entwickeln, — und Edmund **Steinacker**: Gustav Kapp. (Kronstadt 1898.) Im Rahmen eines Lebensbildes des Hermannstädter Bürgermeisters und Reichstagsabgeordneten Kapp führt uns der langjährige verdienstvolle Abgeordnete Edmund Steinacker hier die parlamentarische Geschichte Ungarns mit besonderer Berücksichtigung der Sachsen in gedrängter Darstellung vor.

auch die Magyaren in richtiger Selbstbeschränkung die vernünftigen Bedingungen ihres nationalen und politischen Bestandes finden und vor den mit geschichtlicher Notwendigkeit eintretenden Folgen jener Selbstüberschätzung bewahrt bleiben, die sie einst bei Riade und Augsburg, bei Mohacs und bei Vilagos so furchtbar büßen mußten.*)

In Siebenbürgen sind nach der amtlichen Volkszählung von 1900, über deren Durchführung schon oben berichtet wurde, 233 019 Deutsche; dazu kommen im übrigen Ungarn:

im Kreise diesseits der Donau (Komitate Arva, Bars, Gran, Hont, Liptau, Neograd, Neutra, Preßburg, Trentschin, Turocz, Sohl)	155 856
im Kreise jenseits der Donau (Komitate Baranya, Stuhlweißenburg, Raab, Komorn, Wieselburg, Somogy, Ödenburg, Tolnau, Eisenburg, Vesprim, Zala) . . .	576 040
im Kreise zwischen Donau und Theiß (Komitate Batsch-Bodrogh, Csongrad, Heves, Jazygien-Großkumanien-Szolnok, Pest-Pilis-Solt-Kleinkumanien — darunter Ofenpest mit 104 520 Deutschen —)	399 192

*) Die unvernünftige und zweckwidrige magyarische Entnationalisierungspolitik ist einer vernichtenden Kritik unterzogen worden in der glänzend geschriebenen „Verteidigungsschrift“: „Die Siebenbürger Sachsen“ von Professor Emil Neugeboren (Hermannstadt 1898).

im Kreise diesseits der Theiß (Komitate Abauj-Torna, Bereg, Borsod, Gömör, Scharosch, Zips, Ung, Zemplin) .	103 529
im Kreise jenseits der Theiß (Komitate Bekes, Bihar, Hajduken, Marmarosch, Szabolcs, Szatmar, Szilagy, Ugocsa)	77 790
im Kreise zwischen Theiß und Mieresch (Komitate Arad, Csanad, Severin, Temes, Torontal)	451 689
in der Stadt Fiume	1 945
in Kroatien-Slawonien . .	136 121

Das gibt insgesamt 2 135 181 Menschen in Ungarn, die es bekannt haben, daß sie deutsch „am liebsten sprechen". Welcher Deutsche will es wagen, ihnen die nationale Lebensberechtigung abzusprechen? Wird man ihnen den Glauben an ihre nationale Zukunft rauben können?

Wer die Geschichte Ungarns und Siebenbürgens, auch wer die Geschichte des deutschen Volkes kennt, das sich aus tiefster Erniedrigung zu ungeahnter Größe aufreckte und vor hundert Jahren sich von den Fesseln des „römischen Kaisertums" befreite, um eine neue Jugend zu erleben, daran die Welt genese, — der weiß die Antwort!

In der

Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend

sind erschienen:

Band 1.

Otto E. Ehlers, Samoa, die Perle der Südsee,

mit fünf Bildern und einer Karte, vierte Auflage mit einem Nachwort: Samoa deutsch. 84 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.—.

Inhalt:

Australien. — Auckland und die Fahrt nach Samoa. — Apia und samoanisches Leben. — Ein Besuch bei der Plantagengesellschaft und bei den feindlichen Parteien. — Nachwort: Samoa deutsch.

Band 2.

Otto E. Ehlers, Im Osten Asiens,

mit fünf Bildern und zwei Karten, vierte Auflage mit einem Nachwort: Kiautschou und die Chinawirren. 171 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Hongkong. — Canton und Macao. — Von Hongkong nach Schanghai, Tschifu und Tientsin. — Von Tientsin nach Peking. — Auf Maultiers Rücken in die Mongolei. — Peking, die Stadt der Städte, und das Königreich Korea. — Nachwort: Kiautschou und die Chinawirren.

Band 3.

Hans Vollmer, Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Erster Teil: Der Krieg mit dem Kaisertum. Mit vier Karten. 171 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

1. Vorgeschichte. 2. Ereignisse bis zur Überschreitung der französischen Grenze. 3. Weißenburg, Wörth, Spichern und die Zustände in Paris. 4. Colombey, Vionville, Gravelotte und die Wirkung der deutschen Siege. 5. Beaumont, Noisseville, Sedan und das Ende des französischen Kaisertums.

Band 4.

Hans Vollmer, Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Zweiter Teil: Der Krieg mit der Republik. Mit 6 Karten. 280 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 2.—

Inhalt:

Die Umschließung von Paris. — Toul, Straßburg, Metz. — Der Krieg an der Loire. — Die Kämpfe im Norden. — Der östliche Kriegsschauplatz. — Paris und der Friede.

Band 5.

Wilhelm Capelle, Die Befreiungskriege 1813—1815.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Erster Teil: Bis zur Schlacht bei Wartenburg. Mit vier Karten. 188 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Preußens Erniedrigung. — Preußens Erhebung. — Der Frühjahrsfeldzug. — Waffenstillstand. — Wiedereröffnung des Feldzuges. — Die Hauptarmee. — Die Nordarmee. — Die Schlesische Armee.

Band 6.

Wilhelm Capelle, Die Befreiungskriege 1813—1815.

Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachgelassenen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt. Zweiter Teil: Von Leipzig bis zum Pariser Frieden. Mit 6 Karten. 202 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Die Schlacht bei Leipzig. — Verfolgung der Franzosen. — Einmarsch in Frankreich. — Die Niederlage der Schlesischen Armee. — Vereinigung der Schlesischen und der Nordarmee. — Die Hauptarmee. — Vereinigung der Hauptarmee mit Blücher. — Der Wiener Kongreß. — Letzter Feldzug gegen Napoleon.

Band 7.

Otto E. Ehlers, Im Sattel durch Indo-China.

Erster Band, mit acht Bildern und einer Karte. 145 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Vorbereitungen zur Reise. — Aufbruch von Moulmein. — Zur siamesischen Grenze. — Von Naguin bis Mailungyi. — Unter den Lawas und Laos. — Chiengmai. — Marsch nach Chieng Hai und Chieng Sen. — Überschreitung der Schan-Grenze. Marsch nach Chieng Tung. — Von Chieng Tung nach Chieng Hung. — Aufbruch von Chieng Hung. — Zum dritten Male über den Mekong. — In Sipsong Pana. — Von Moung Oo zur Grenze Tonkings.

Band 8.

Otto E. Ehlers, Im Sattel durch Indo-China. Zweiter Band, mit 7 Bildern und einer Karte. 122 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.25.

Inhalt:

Tonking. — Von Poofang zum Schwarzen Fluß. — Querdurch vom Schwarzen zum Roten Fluß. — Stromabwärts nach Hanoi. — Von Tonking nach Anam und Cochinchina. — Singapore. — Von Singapore nach Bangkok. — Bangkok. — Ausflug nach Ayuthia. — Die Wat Poh und das siamesische Theater. — Beim König auf Koshi-Chang.

Band 9.

W. Holzgraefe, Der Deutsche Ritterorden, mit einem Titelbild und einer Karte. 197 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Die Gründung des Ordens und die Anfänge seiner Entwicklung. — Die ersten Beziehungen zum Nordosten des Reiches. — Die Eroberung und Besiedelung des Preußenlandes. — Kämpfe mit Herzog Swantepolk von Pommern. — Die Rückeroberung der aufständischen Landschaften. — Abfall der östlichen Landschaften; erfolgreiche Bekämpfung derselben. — Kulturarbeit des Ordens bis zur Verlegung des Hochmeistersitzes nach der Marienburg. — Die Ordensverfassung. — Feindseliges Verhältnis zu den verbündeten Mächten Polen und Litauen. — Blütezeit des Ordens unter Winrich v. Kniprode. — Das ränkevolle Verhalten des litauischen Großfürsten Jagal. — Die Regierungszeit des Hochmeisters Konrad v. Jungingen. — Wachsende Gefahr; Schlacht bei Tannenberg. — Der Orden in seinem Niedergang; Friede zu Thorn. — Äußere und innere Feinde des Ordens in ihrer zerstörenden Tätigkeit. — Übersiedelung des Hochmeisters nach Königsberg. — Das Ende des Ordensstaates. — Die Überreste des Ordens.

Band 10.

Karl Dove, Südwestafrika, mit acht Abbildungen und einer Karte. 175 Seiten. 2. Auflage. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Von Hamburg nach Walfischbai. — Bis Otjimbingue. — Aufenthalt in Otjimbingue und Reise nach Windhoek. — Windhoek. — Reise nach Rehoboth. — Im Lande der Bastards. — Die Zeit bis zum Kriege. — Die erste Zeit des Krieges. — Die Hottentotten werden aktiv. — Kriegspause. — Der Fortgang des Krieges und die Rückkehr bis Otjimbingue. — Reise zur Küste. — Nachwort.

Band 11.

Georg Biedenkapp, Aus Deutschlands Urzeit. Nach Funden und Denkmälern mit vier Tafeln und einem Titelbilde. 161 Seiten.

Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Vorwort. — Einleitung. — Die Pfahlbauten in der Stein- und Bronzezeit. — Die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberg bei Untergrombach. — Gräberfelder und Wohnplätze der Steinzeit bei Worms. — Das steinzeitliche Dorf Großgartach und Wohnanlagen der Bronze- und La Tène-Zeit. Die megalithischen Gräber (Totenhäuser aus erratischen Blöcken). – Die Erbauer der Riesenstuben. Nordische Seefahrer 3000 v. Chr. — Funde aus dem Stein-, Bronze- und Eisenalter im übrigen Deutschland. — Merkwürdige Einzelfunde. — Handels- und Verkehrsbeziehungen im Stein- und Bronzealter. — Deutschlands prähistorische Bewohner. (Die Heimat der Indogermanen.)

Band 12.

August Trinius, Streifzüge durchs Thüringer Land. Mit einem Titelbilde und einer Karte. 180 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

„An der Saale hellem Strande". — Rudolstädter Tränken. — Die Herstellung des Christbaumschmuckes. — Herbstidyll im Schwarzatal. — Auf dem Kreuzschnäbelhandel. — Im Berggebiet der Ohra. — Im Reinhardsbrunner Tal. — Am Grenzrain. — Eine Winterstreife zum Rennstieg. — Herbstwehen. — Der „Sommergewinn in Eisenach". — Die Wartburg. (Ein Palladium Thüringens.)

Band 13.

Wolfgang Meyer, Friedrich Ludwig Jahn. Mit einem Titelbilde. 173 Seiten. Preis elegant geb. Mk. 1.50.

Inhalt:

Einleitung. — Jugendzeit. — Lehr- und Wanderjahre. — Die Jahre der Sammlung. — Die Schlacht bei Jena. — Die Erniedrigung und innere Erstarkung Preußens. — Das Deutschtum. — Die Begründung des Turnens. Der Freiheit Morgenrot. — Das Lützowsche Freikorps. — Jahns Tätigkeit bis zum II. Pariser Frieden. — Die weitere Entwicklung des Turnens und die Gründung der Burschenschaft. — Gefangenschaft und Prozeß. — Letzte Schicksale.

Band 14.

Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen.

1. Teil. Mit 3 Karten. 200 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Deutschlands Verfall, Preußens Emporkommen. 1648—1740. – Vorbereitung und Beginn der Unternehmung auf Schlesien. – Besetzung Schlesiens und Verlauf des ersten Krieges bis zur Einnahme Glogaus. 16. Dezember 1740 bis 9. März 1741. – Mollwitz und seine militärischen und politischen Folgen. — April bis August 1741. — Der Feldzug der Verbündeten bis zum Falle von Prag. August bis Dezember 1741. – Feldzug und Friede von 1742. – Ursprung des zweiten schlesischen Krieges. – Feldzug in Böhmen 1744. – Hohenfriedberg und Soor. — Winterfeldzug und Friede. November und Dezember 1745.

Band 15.

Hermann Meyer, Die Kriege Friedrichs des Großen.

2. Teil. Mit 2 Karten. 264 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 2.–.

Inhalt:

Ursprung des siebenjährigen Krieges. — Einmarsch in Sachsen. Lobositz und Pirna. 1756. – Einmarsch in Böhmen. Prag und Kolin. 1757; erste Hälfte. — Hastenbeck, Roßbach und Leuthen. 1757; zweite Hälfte. — Krefeld, Zorndorf und Hochkirch. 1758. — Kunersdorf. — 1759. — Liegnitz und Torgau. — 1760. — Bunzelwitz. — 1761. — Das letzte Kriegsjahr und die Friedensschlüsse. — 1762—1763.

Band 16.

Hans von Koenigsmarck, Japan und die Japaner.

Mit 8 Abbildungen und 1 Karte. 166 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort des Herausgebers. — Yokohama und der Daibutsu von Kamakura. — Nikko und Umgegend. — Yesso. — Fahrt durch die Inland-See und japanische Manöver. — Tokio und das Neujahrsfest. — Das ritterliche Japan. — Kirschenblüte und Chrysanthemum. — Handel und Industrie. — Japan in Korea. — Kioto und der Miakadoritanz. — Der Biwasee. — Um den Fujijama. — Mikados Geburtstag, Kaisermanöver und Besuch in Nara. — Anhang vom Herausgeber: Der russisch-japanische Krieg.

Band 17.

Reinhold von Werner, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

182 Seiten.

Mit einem Titelbilde. Preis elegant gebunden Mk. 1.75

Inhalt:

Eine erste Seereise. — Hilfe von oben. — Eine schlimme Nacht.

Band 18.

Georg Wegener, Nach Martinique. Mit 8 Abbildungen und 2 Karten. 96 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.50.

Inhalt:

Zum Eingang. — Von Hamburg nach St. Thomas. — Auf der Schwelle Westindiens. — Nach Martinique. — Am Krater des Mont Pelé. — Morne Rouge und St. Pierre. — Der Ausbruch vom 26. März 1903.

Band 19.

Siegfried Genthe, Marokko. Reiseschilderungen. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. 193 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort. — Erste Eindrücke von Marokko. — Aufbruch ins Innere. — Asaila. — El Araisch. — El Ksar. — Bei den Bergberbern der Maßmuda. — In der heiligen Stadt Wasan. — Auf der Karawanenstraße. — Begegnung mit dem Großscherif. — Am Hofe des Sultans. — Eine Unterredung mit Mulai Abd ul Asis. — Nachwort.

Band 20.

Lutz Korodi, Siebenbürgen. Land und Leute. Mit 14 Abbildungen und 1 Karte. 189 Seiten. Preis elegant gebunden Mk. 1.75.

Inhalt:

Vorwort. — Die alte Heimat. — Transsilvania. — Siebenbürgen. — Die deutschen Ritter im Burzenland. — Mongolensturm. — Türkennot und innere Wirrnis. — Die Reformation im Sachsenlande. — Die Fürstenzeit. — Unter den Habsburgern. — Im Bärenland. — Sächsische Selbsthilfe. — Aus dem Reiche der Volkskunde. — Siebenbürgisch-sächsische Dichtung. — Der Kampf der Gegenwart.

Als weitere Bände werden im Frühjahr 1907 erscheinen:

M. Wilhelm Meyer (Urania-Meyer), Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

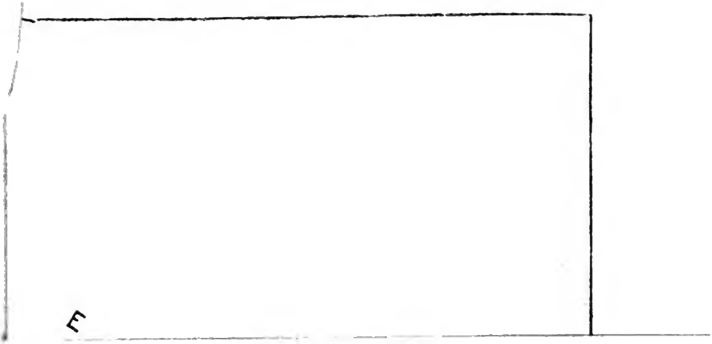
M. Wilhelm Meyer (Urania-Meyer), Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen.

Alfred Geiser, Der Aufstand in Deutsch-Südwest-Afrika.

Johannes Dietze, Griechisch-römische Sagen.

„ „ Deutsche und nordische Sagen.

Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.


E